Allgemeines

Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Fünfundzwanzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1829.

Gewehrgerecht (Jägersp.), von einem Jäger, der mit dem Schießgewehre gehörig umzugehen weiß.

Gewelingen (Seew.), auf den mit Getreide beladenen Kauffahrern die Bretterverschläge an den Seiten des Schiffes, damit das Getreide nicht beim Schwanken des Schiffs aus seiner Lage kommt.

Gewerbefreiheit. Früher waren fast allenthalben die G. durch Monopole, Privilegien von Einzelnen oder ganzen Corporationen (Innungen) beschränkt, u. konnten daher, da ihnen der Spielraum sich zu bewegen fehlte, nirgends das Ziel erreichen, das zu erstreben möglich war. In neuern Zeiten aber setzte man der Zunftverfassung die Gewerbefreiheit entgegen, u. Frankreichs Beispiel ward auch in Deutschland befolgt. Die Gewerbefreiheit muß allerdings als Grundsatz vom Staate gehandhabt werden, weil in rechtlicher wie in staatswirthschaftlicher Hinsicht der Mensch die freieste Ausübung seiner Arbeitsfähigkeit erhalten muß. Jede Beschränkung seiner Gewerbthätigkeit stört ihn in dem Rechte, sich durch seine Betriebsamkeit Güter zu erwerben, und Niemand darf ihn deswegen an der Ausübung desselben hindern, weil etwa durch die Mitbewerbung des Andern die Einträglichkeit seiner eigenen Gewerbthätigkeit beschränkt wird. Auch hier aber ist es unvermeidliche Folge der fortschreitenden Entwickelung, das Hemmende und Widerstrebende auszustoßen, und je mehr die Zunahme der Fabrikation und des Handels die freieste Regung der Thätigkeit verlangen werden, desto schwieriger wird es seyn, die alten Beugnisse und Anmaßungen der Zünfte zu erhalten, die sich offenbar

überlebt haben. Es bedarf keiner Vereine mehr, Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erhalten, welche die bürgerliche Geſellſchaft unverlierbar gewonnen hat, und was früher das Ehrgefühl bewirkte, leiſten jetzt vollkommener die vermehrte Mitbewerbung in der Hervorbringung, und das Beſtreben, die Zunftgenoſſen in vorzüglicherer Arbeit u. ſtärkerem Abſatze zu übertreffen. Man hat die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der Gewerbefreiheit in Bezug auf den Ackerbau und den Handel faſt allgemein erkannt; an vielen Orten hat man begonnen, dem erſtern durch Löſung der Bodenfeſſel, Entfernung der Grund- und Fruchtlaſten, der Dienſtbarkeiten, Ablöſung der Leibeigenſchaften und Frohnen, Aufhebung der Beſchränkung und der Feldwirthſchaft zu Hülfe zu kommen, den letztern durch Aufhebung der Monopole und Privilegien, wenigſtens in den einzelnen Staaten, zu heben, wenn auch die Beſchränkung der Schifffahrt auf den Meeren, die vielen Zölle auf den Strömen und die Douanen an den verſchiedenen Gränzen die wahre Handelsfreiheit noch zu einem Hirngeſpinnſt machen. Sind die Stimmen der Theoretiker auch in Bezug auf die Freiheit des Ackerbaues und des Handels in den verſchiedenen Staaten ſo ziemlich einverſtanden, ſo weichen ſie in den Anſichten über die Gewerbfreiheit in Bezug auf die Ausübung der Künſte und Handwerke um ſo mehr ab. Die eine Partei vertheidigt nämlich die zuerſt in England, dann auch durch die Revolution in Frankreich, ſpäter theilweiſe in Preußen und mit Modificationen auch im Naſſauiſchen und andern deutſchen Bundesſtaaten eingeführte Einrichtung, daß Jeder, der eine Kunſt oder ein Handwerk gehörig zu verſtehen glaubt, dieſelbe gegen eine an den Staat zu zahlende Abgabe (Gewerbeſteuer) frei ausüben darf. Als Beweis für die Zweckmäßigkeit dieſer Maßregel führen ſie die hohe Vollkommenheit des engliſchen und franzöſiſchen Gewerbſtandes an. Der andere Theil ſagt hingegen gegen die Gewerbfreiheit, daß

die Rechte der Zünfte u. Privilegirten oft geradezu verletzt würden, daß statt geschickter Arbeiter man durch diese Einrichtung nur Pfuscher, statt wohlhabender Meister nur darbende u. hungerleidende Einzelnarbeiter erlange, u. daß man sich wahren müsse, das alte rostige Gebäude einzureißen, bevor Vorbereitungen zu dem neuen getroffen wären. Sind nun auch einige dieser Einwendungen ungegründet od. nur halb wahr, so verdienen doch andere, wie die erste, allerdings Beachtung, indem, wenn auch der Satz unbestreitbar ist, daß Privilegien vom Staat eben so gut zurückgenommen werden können, als sie gegeben werden können, andere doch, die auf bestimmte Zeit, oder unt. onorosen Bedingungen, oder durch Kauf erworben sind, unmöglich ohne den jetzigen Besitzer an seinem Recht zu kränken, und ohne Entschädigung von Seiten des Staates, ihm zu entziehen sind. Bringt daher die Gewerbefreiheit auch dem Ganzen, wie dem Einzelnen Nutzen, so ist sie doch nicht ohne große Vorsicht u. nur nach und nach einzuführen, und noch manches Jahrzehend möchte vergehen, ehe sie allgemein und ohne Beschränkung ins Leben tritt. Schon oben ist erwähnt, daß mit der Gewerbefreiheit gewöhnlich eine Gewerbesteuer verbunden ist, d. h. eine Abgabe, die nach Verhältniß jedes Gewerbes zu zahlen ist. Zuweilen tritt dieselbe auch ein, wenn Gewerbefreiheit existirt, und ist dann gewöhnlich ein Mittel, durch das der Staat augenblicklichen Geldverlegenheiten begegnen will. Auf jeden Fall ist die Gewerbesteuer gleich der Einkommensteuer, von der sie eigentl. eine Unterabtheilung ist, eine gehässige Abgabe, indem sie den glücklichen Arbeiter zu niedrig, den, der minder günstigen Erwerb hat, zu hoch besteuert, auch zu sehr vielen Chikanen Anlaß gibt. Die nähern Verhältnisse bestimmt meist eine eigene Gewerbeordnung. Bis jetzt ist jedoch nirgends eine einigermaßen vollkommene erschienen, wohl aber hat die Einrichtung einer solchen in mehrern Staaten zu lebhaften landschaftlichen Discussionen Anlaß gegeben. (Vgl. Schulz, über die Bedeu-

tung der Gewerbe im Staate, Hamm 1821; Späth, über die Aufnahme der Gewerbesteuer in großen Staaten u. Reichen, Sulzbach 1822.)

Gewicht. Von den ältesten Zeiten an hat man sich des G.s als eines Maßes zur Bestimmung des Werthes von solchen körperlichen Stoffen bedient, die man nicht nach ihrer Form, sondern als Masse schätzt. Zunächst kommt es hierbei auf Festsetzung eines Normalgewichts an, auf welche dann die übrigen bezogen werden. Solche Normalgewichte sind an sich willkührlich; doch leiteten für Aufstellung derselben wohl immer gewisse nahe liegende Bestimmungen, z. B. die Masse, welche ein kräftiger Mensch ohne übermäßige Anstrengung zu heben oder zu tragen, oder auf flacher Hand oder einem Finger zu halten vermag, oder wovon man noch einen Druck fühlt (hiernach wurden Unterschiede, wie Centner, Stein, Pfund, Loth, Gran oder in ähnlicher Art, aufgestellt). Um zu Normalgewichten zu dienen, mußten diese Bestimmungen gesetzlich werden. Eine einfache Weise, mit nur wenigen Gewichten andere Massen abzuwiegen, ist die Anfertigung von Gewichten, die in einer geometrischen Progression, wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64 ꝛc., oder wie 1, 3, 9, 27, 81 ꝛc. auf einander folgen. Indem man nämlich diese entweder einzeln nimmt, oder zusammenfügt, oder die kleinern in die Gegenschale legt, kann man nicht nur alle Zwischengewichte von 1 bis zur höchsten Zahl, sondern noch über die höchste Zahl hinaus, im ersten Fall bis zur Verdoppelung derselben weniger 1, im zweiten Fall bis noch zur Hälfte der Zahl darüber, nach Abrechnung von 1, G.e erhalten, also vorausgesetzt, daß die 1 ein Pfundgewicht sey, im ersten Fall bis zu 127 Pfund, im zweiten Fall bis zu 121 Pfund damit abwägen. Vgl. die hebräischen Gewichte Gerah, Seckel, Mine, Talent; die griechischen: Lepton, Chalkos, Keration, Obolos, Didrachmon, Tetadrachmon, Mine, Talent; die römischen: As, Dupondius, Sestertius; die neueren: Centner, Stein, Pfund,

Loth, Unze, Drachme, Quentchen, Grän, Quintal, Mark, Gros, Deniers, Rottoli, Leyras, Tobas, Metikale, Pud, Tikale, Solotnik, Lyang, Avoir du poid, Seyras, Kati, Bis, Occa, Centnergewicht, Probirgewicht, Grän-, Mark-, Pfennig-, Gold-, Silber-, Apotheker-, Juwelen-, Krämer-, Fleischer- u. Troygewicht. In neuerer Zeit werden die G.e in Frankreich nach dem Decimalfuß nach Grammen berechnet. Vgl. Grosse, metrologische Tafeln über die alten Maße, Gewichte und Münzen Roms und Griechenlands ꝛc., herausgegeben von Kästner, Braunschw. 1792; Kuhn, Darstellung der Fortpflanzung aller Haupt- u. abgeleiteten Maß- u. Gewichtsverhältnisse ꝛc., Lemgo 1804; Ch. Matthiä, kurze Uebersicht des röm. u. griech. Maß-, Gewichts- u. Münzwesens, Frankf. a. M. 1809, 4.; Wurm, de ponderum, numorum, mensurarum rationibus ap. Rom. et Gr., Stuttg. 1821; Gerhardt, Handbuch der teutschen Münz-, Maß- u. Gewichtskunde, Berlin 1795; Kerstein, Universalmaße für alle Geschäfte des praktischen Lebens, 1. Bd., Hildesh. 1810; Nelkenbrecher, Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtskunde, Berlin 1762, 14. Aufl., von Otto herausgegeben, 1829. Vgl. Maß.

Gewiß, das, was man weiß, das heißt, wovon man aus zureichenden Gründen der Erfahrung, oder Schlüssen, oder seinem unmittelbaren Selbstbewußtseyn überzeugt ist. Wer nämlich etwas zu wissen behauptet, legt sich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er selbst zweifelt, noch Andere zweifeln sollen. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß diesen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit nicht zutraut, ohne sie doch schlechthin als falsch und ungültig zu verwerfen, erklärt man sie bloß für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrscheinlichkeit das Bewußtseyn der Möglichkeit des Gegentheils

nicht ausschließt, so ist für Den, der etwas nur für wahrscheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache sich so verhalte, wie er sich dieselbe vorstellt. Daher behaupten Diejenigen, welche die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man seinen Beifall zurückhalten müsse, mithin entweder gar nicht urtheilen, oder höchstens seine Urtheile nur für wahrscheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterscheidet sich eben dadurch vom Wissen, daß jenes sich nur für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß, dieses hingegen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Was nun die Frage anlangt, ob die menschliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig sey oder nicht, so ist so viel einleuchtend, daß der gesunde Menschenverstand und das unverdorbene sittliche Gefühl gewisse Erkenntnisse als unbezweifelbare, mithin völlig gewisse Wahrheit anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zwei Mal zwei vier ist, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen ꝛc. unerlaubte Handlungen sind, und daß der Mensch eine höhere Bestimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren, sich zu ernähren und fortzupflanzen. s. Erkenntniß.

Gewissen ist das Vermögen, unsere Gesinnungen und Handlungen nach dem Sittengesetz zu beurtheilen und zu richten. Daß der Mensch ein solches Vermögen besitze, zeigt sich nicht nur durch unmittelbare Wahrnehmung des eignen sittlich-freien Lebens, sondern auch durch die Regungen des G.s bei andern Menschen, selbst den verworfensten Bösewichtern, durch die unbedingte Macht, wodurch es sich im Zustande des wahren Selbstbewußtseyns geltend macht. Man unterscheidet ein vorgehendes G., in so fern es sich vor der Handlung durch Billigung oder Mißbilligung, und ein nachfolgendes G., in so fern es sich nach der Handlung durch Lob oder Tadel äußert. Auch unterscheidet man ein schlafendes, erwachendes und erwecktes Gewis-

sen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen, nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetz, entweder ganz unterlassen wird, oder anfängt, oder stets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorgfalt nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze beurtheilt, und daher streng gegen sich selbst ist, wird ein enges Gewissen oder Gewissenhaftigkeit, Dem hingegen, der es mit dieser Beurtheilung nicht genau nimmt, und Manches, was das Gesetz verbietet, sich leichtsinnig erlaubt, wird ein weites Gewissen zugeschrieben. Oft braucht man das Wort Gewissen auch von dem den Menschen begleitenden Bewußtseyn erfüllter oder verletzter Pflicht; in diesem Sinne redet man von einem guten u. einem bösen Gewissen. Das gute Gewissen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böse wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewissensbisse genannt werden, wenn sie mit peinlichen Schmerzen verknüpft sind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit u. der Verzweiflung. Das Gewissen u. die Wirkungen desselben sind der sicherste Beweis von der sittlichen Bestimmung des Menschen.

Gewissensfälle, diejenigen sittlichen Verhältnisse, wo das Gewissen, weil es dieselben nicht unter das sie betreffende sittliche Gebot unterzuordnen weiß, ungewiß ist, was hier Recht oder Unrecht sey (s. Collisionsfälle u. Casuistik). G.-freiheit, die von der Vernunft geforderte, von dem Christenthum gebilligte, durch den Geist der Reformation geltend gemachte Freiheit, nach seiner Ueberzeugung von Recht und Unrecht, so fern man dadurch nicht bestehende Gesetze verletzt, oder dem allgemeinen Wohl schädlich wird, zu reden und zu handeln (vgl. Glaubensfreiheit). G.-scrupel, die, gewöhnlich das überzarte und weniger ausgebildete und geübte Gewissen beunruhigende Fragen über die Sittlichkeit gleichgültiger Handlungen, über welche die wahre Gewissenhaftigkeit leicht entscheidet. G.-trieb, 1) das

unwillkührliche Bestreben, unsere Gesinnungen und Handlungen vor den Richterstuhl unsers Gewissens zu ziehen und seinem Urtheile zu unterwerfen; 2) die in der sittlichen Natur des Menschen gegründete Geneigtheit und Kraft, den Reizungen der Sinnlichkeit entgegen, der Stimme des Gewissens zu folgen. Beide zeigen sich unter denselben Modificationen, unter welchen das Gewissen als ein weites, enges, schlafendes ꝛc. (s. Gewissen) sich äußert.

Gewitter. Nach verschiedenen neuern Beobachtungen über die Entstehung der Gewitter, ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß durch wechselseitiges Anziehen und Abstoßen, wenn auch nicht bei jedem, doch aber bei jedem ziemlich starken Gewitter, eine elektrische Spannung entsteht, die sich sehr weit erstreckt, indem die Wolken unter sich, auch auf die Erde wirken u. diese wieder starken Einfluß auf die Wolken äußert. Mag sich diese Spannung beim Verlaufe des Gewitters auch jeden Augenblick ändern, theils durch fortwährende Erzeugung der Elektrizität, theils durch Blitze, die einige Stellen ins Gleichgewicht bringen, theils durch Regen, welcher der Erdoberfläche eine größere Leitungsfähigkeit gibt und den elektrischen Stoff auf unmerkliche Weise zur Vereinigung leitet, theils durch Berge, welche mit den Gewitterwolken in unmittelbare Berührung kommen, also eine leitende Verbindung zwischen der Wolken- und Erdelektrizität bilden: so vermögen diese Ursachen doch nicht, jene Spannung plötzlich auszugleichen, außer bei einzelnen Wolken, die zuweilen Blitz u. Donner veranlassen; doch müssen dieselben erst vor ganz kurzer Zeit entstanden seyn u. noch sehr geringe Ausdehnung haben. Woher es aber komme, daß überall im Norden die G. gewöhnlich nur im Sommer stattfinden, u. während des Winters eine Seltenheit sind, da es doch in dieser Jahresfrist eben so stark elektrische Wolken gibt, davon ist die wahrscheinliche Ursache, daß Kälte besser isolirt als Wärme, und daß also in kalter

Luft nicht leicht ein Blitz entstehen kann. Aus gleichem Grunde ereignen sich vielleicht die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigsten erwärmt zu seyn pflegt. Auch bei Vollmond sollen sich nie Gewitter ereignen. (Vgl. Blitz und Donner.) s. Lampadius's »Grundriß der Atmosphärologie« (Freiberg 1806); Mayer's »Lehrbuch über phys. Astron., Theorie der Erde und Meteorologie« (Göttingen 1805); Forsters »Untersuchungen über die Wolken,« a. d. Engl. (Leipz. 1819).

Gewitterableiter, s. Blitzableiter. G.-furcht, eine eigne, häufig vorkommende Reizbarkeit und ein erhöhtes Gefühl der Abspannung, welches der elektrische Zustand der Atmosphäre (G.-luft) während der Ausbildung eines Gewitters begründet. Die Angst ist dann eine rein körperliche, über welche auch die Reflexion über die Geringfügigkeit der Gefahr, womit ein jedes Einzelleben bei einem Gewitter bedroht ist, nur wenig vermag. Wie unerheblich diese aber sey, bezeugen Todtenlisten, in denen die Todesarten bemerkt sind, nach welchen auf mehr als hunderttausend Sterbefälle nur etwa ein vom Blitz Erschlagener kommt, von dem dann wohl nur selten diejenigen Maßregeln wahrgenommen worden seyn mögen, welche die Bekanntschaft mit der Elektricitätslehre an die Hand gibt und die Erfahrung bestätigt. Vgl. Blitz.

Gewöhrd (Salzw.), eine mit Salzwasser gesättigte Erde, welche gebrannt und dann ausgelaugt wird. Diese Gewöhrdsoole wird in den Gewöhrdkothen zu Salz versotten.

Gewohnheit ist die in öfterer Wiederholung begründete Bestimmung zu einer Verrichtung oder Handlung. Sie übt eine verbreitete Gewalt im Leben aus. Alle Fertigkeiten beruhen darauf, daß sie durch öftere Uebung zu G.en geworden sind. Der Wille richtet sich dann nur im Allgemeinen auf das Anheben einer Handlung und deren

Fortdauer; jede einzelne Bewegung aber wird, als gewohnte, unwillkührlich durch die unmittelbar vorhergehende veranlaßt, wie z. B. beim Gehen das wechselseitige Vorsetzen eines u. des andern Fußes. Nächst dem Körper steht auch der Geist unter der Macht der G. Sie ist der körperlichen und geistigen Bildung eben so förderlich als nachtheilig. Alle Erziehung geht darauf aus, Kinder zu dem, was ihnen zu ihrem Heil gereicht, durch G. zu leiten und bösen G.en Einhalt zu thun. So wie körperliche und geistige Kräfte durch sie erhöht werden, um Schwieriges mit Leichtigkeit zu bewirken, so verleiht sie auch Stärke in Ertragung von Leiden und Beschwerden. Es ist eine wichtige Lebensrücksicht, G.en, auch wenn sie Vortheile gewähren, nicht allzugroße Herrschaft über sich zu gestatten, da sie immer auch mehr oder weniger die Sphäre des freien Handelns beschränken. Im körperlichen Leben ist die Wahrnehmung des Gewohnten eine der wichtigsten Rücksichten zur Gesundheitssicherung; vieles an sich der Gesundheit Nachtheilige wird durch G. unschädlich, ja wohl förderlich. Auf Gewöhnung, aber auch Entwöhnung, eben so auf Verwahrung gegen Verwöhnung kommt im physischen, wie im moralischen Leben weit mehr an, als gewöhnlich beobachtet wird. Mit Recht gilt daher G. im Sprichwort für die andere Natur im Menschen.

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann entweder geschriebenes oder Gewohnheitsrecht seyn. Das erstere beruht, seiner Form und seinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Gesetzgebers. Das letztere gehört zu dem jus non scriptum und gründet sich darauf, daß bisher gewisse Regeln nach Sitte und Gewohnheit in vorkommenden Fällen beobachtet worden sind, und der Gesetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundsätze als Gesetze gelten sollen.

Gewürze, Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die in ihrer Mischung vorzüglich ätherisches Oel enthalten, wodurch sie fähig werden, die Verdauung zu unterstützen, wiewol sie einen noch mannichfaltigern Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Saamen mehrerer Pflanzen, vorzüglich in den heißen Ländern, sind am gewürzreichsten, daher wir Zimmtblüthen u. Zimmtrinden, Gewürznelken, Mutternelken, Cardamomen und Pfeffer aus Ostindien erhalten; doch sind auch unsere Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel ꝛc. gewähren angenehme, den Magen sanft reizende Zusätze zu mannichfaltigen Speisen. Das Salz, ein mineralisches Erzeugniß, ist wohl eine Würze, aber nicht Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der G. entspricht. Man unterscheidet inländische und ausländische G.

Gewürzinseln, s. Molucken.

Gewürznelken (Gewürznäglein, caryophylli aromatici), sind die Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 — 6 Fuß hohen Stamm eine schöne pyramidalische Krone treibt. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind langgestielt, eiförmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat sprossen die röthlichen Blüthen büschelweise an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch ist vier Mal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße sind in vier Haufen gesondert; die Frucht ist eine Beere, unten zweifächerig und ein- bis zweisamig. Zur Zeit der Reife hat sie die Gestalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird sie so groß wie ein Hühnerei, von Farbe schwarzroth, u. besteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einschließt. Die Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen schwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch und einen gleichen, aber lieblichern Geschmack, der etwas zusammenziehend ist. Man

nennt sie Mutternelken. Die unaufgebrochenen werden darum in diesem Zustand abgenommen, weil sie, wie dies auch bei andern Blüthen der Fall ist, dann die meiste Kraft haben. Wenn sie gepflückt sind, trocknet man sie im Rauche, wodurch sie braunroth werden, und bringt sie dann an die Sonne. Frisch ist ihr Geschmack unleidlich brennend. Sie enthalten $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$ ihres Gewichts wasserhelles ätherisches Oel, welches im Wasser größtentheils untersinkt, und einen heftigen Geruch und brennenden Geschmack hat. Ursprünglich auf den Molucken wachsend war dieser Baum in ältern Zeiten ausschließliches Eigenthum der holländischen Compagnie, die ihn auf allen Inseln ausrottete und bloß auf der Insel Amboina und 3 kleinern nahen Inseln, wie auch auf Ternate cultivirte. Dort bestimmte sie willkührlich die Preise der G. und des andern Gewürzes und verbrannte lieber die sich zu sehr häufenden Vorräthe davon, als daß sie den Markt damit überfüllte. 1770 und 1772 glückte es aber den Franzosen, unter Verachtung der Todesstrafe, die auf Ausführung der G.bäume von den Holländern gesetzt war, von der moluckischen Insel Gurby junge Bäume zu erhalten und auf Isle de France, Insel Bourbon u. den Seschellen anzupflanzen, von wo solche auch 1773 nach Cayenne gebracht wurden, wo sie, wie dort, gut gediehen. Seitdem theilen die Franzosen den Handel mit G. mit den Holländern; doch sind die französischen G. etwas kleiner und blässer, obgleich von gleicher Güte. Die G. sind etwa $\frac{1}{2}$ Zoll lang, unten etwas schmäler, auf 2 Seiten gewöhnlich platt gedrückt, oben vierspaltig, mit einem runden, leicht abfallenden Knöpfchen versehen und von schwarzbrauner, auf dem Bruche, gegen die Mitte zu, rothbrauner Farbe. Zeichen ihrer Güte sind: Glätte, Vollheit, Rundung, Schwere, leichte Zerbrechlichkeit, ferner daß sie beim Stoßen glänzend werden, eine ölige Feuchtigkeit aus sich drücken lassen, schwer in feines Pulver zu bringen sind, einen starken, ange-

nehmen Geruch und einen scharfen, im Munde lange zurückbleibenden Geschmack haben. Läßt man die Frucht zur Reife kommen, so erhält man die Mutternelken (anthophylli), eichelgroße Früchte, in der Mitte bauchig, an beiden Seiten schmal zugehend, mit einem Nabel an der Spitze, die unter einer dunkelbraunen dünnen Schale einen harten schwarzen glänzenden Kern enthalten, auch im Handel, aber bei weitem unkräftiger, als die G., doch von lieblichem Geschmack sind. Als eine Seltenheit kommen die Königsnelken (caryophylli regii) vor, eine Monstrosität von der Gestalt einer kleinen Aehre, an Farbe, Geruch und Geschmack aber mit den G. übereinstimmend. Die vorwaltenden Bestandtheile der G. sind ein eignes Harz und ein ätherisches Oel, das als G.-nelkenöl (oleum caryophyllorum) durch Destillation in Indien und Holland daraus erhalten wird und auch Gegenstand des Handels ist; es ist schwerer als Wasser, frisch hellgelblich, später dunkelgelb und bräunlich, von Geschmack und Geruch der G.; es ist in den Apotheken aufgenommen und besonders, äußerlich auf Baumwolle bei Zahnschmerzen in hohle Zähne gelegt, zur Stillung derselben in Gebrauch. In der Küche gehören die G. zu den beliebtesten Gewürzen, werden auch zum Einmachen von Früchten, bei Bereitung des Kirschweins und verschiedener Liqueure, zu Confituren und sonst als Zusätze benutzt.

Gex, 1) Landschaft u. Bezirk im französischen Departem. Ain; 6 QM. groß, mit 20,000 Ew. 2) Hauptstadt des Bezirks, am Fuße des Jura; 600 H. 2600 Ew. Uhrenfabriken, Weinbau, Käsebereitung.

Geylit Pot, Höhle in der Grafschaft Angus (Schottland), am Vorgebirge Redhead; man kann in ihr eine bedeutende Strecke schiffen.

Gharra, Fluß in Afghanistan, entsteht aus dem Zusammenflusse der Bejah u. Setleche, u. bildet mit dem Khenab den Punschnud.

Ghelaken (Ghelaki, Ghelanki, Geogr.), Volksstamm im Iran, wohnen in der Provinz Ghilan, schön und wohlgewachsen, vorzüglich die Frauen; nährt sich vom Seidenbau, ist fleißig, vielleicht Nachkommen von den alten Gelä; redet eigene Sprache, ist gegen 50,000 Familien (n. A. nur Köpfe) stark.

Gherardesca, eine adelige Familie in Toscana, welche die Herrschaften Gherardesca, Donavatico und Montescudao besaß und zu Anfang des 13. Jahrh., durch Hülfe einer Volkspartei, große Macht zu Pisa erlangte. Den schwäbischen Kaisern immer treu ergeben begleiteten die Grafen Gerard und Galvano den unglücklichen Konradin auf seinem Zuge nach Neapel und theilten sein Geschick auf dem Blutgerüste. Besonders zeichneten sich aus: 1) (Ugolino), Graf, Herr von Pisa; that sich in mehrern Kriegen hervor, fiel im J. 1288, als die Pisaner den Grafen Guido von Montefeltre an ihre Spitze stellten, nebst seinem Neffen, in dessen Hände, wurde eingekerkert und starb den Hungertod. Der Thurm, in welchem er starb, führt seit dieser Zeit den Namen Hungerthurm. Dieses historische Factum gab Dante Anlaß zur meisterhaft gräßlichen Schilderung des Hungertodes Ugolino's. 2) (Bonifacio), ward 1329 zum Capitain von Pisa ernannt, als diese Stadt das Joch des berühmten Castruccio Castracani und Kaiser Ludwigs des Baiern abwarf. Seine Rechtschaffenheit und Einsicht erwarben ihm die Liebe der Mitbürger und die Stadt verdankte ihm den vortheilhaften Frieden, den sie bald nach dieser Zeit mit ihren alten Feinden, den Guelfen, schloß. Ebenso unterdrückte er siegreich eine Verschwörung der Adeligen gegen die Freiheit der Bürger (1335) und zwang die Ehrsüchtigen, die Stadt zu verlassen. 1340 starb dieser wackere Mann an der Pest,

und die dankbaren Pisaner ernannten seinen 11jähr. Sohn, Reiner, zu s. Nachfolger in dem Amte eines Capitains. 1348 starb Reiner gleichfalls an der Pest, und da die Familie Gh. dadurch viele ihrer Glieder verlor, so zogen sich die Uebrigen auf ihre Stammbesitzungen in den Maremmen zurück und nahmen nur noch selten Antheil an den politischen Begebenheiten von Pisa. 3) Philipp Gh., aus Pistoja geb. (1730), zeichnete sich in der Musik als Compositeur und Pianofortespieler aus. Jung kam er zu dem berühmten P. Martini nach Bologna, dessen bester Schüler er binnen Kurzem wurde. Sein berühmtestes, bis jetzt aber noch nicht durch den Druck allgemein bekannt gewordenes Werk ist das Requiem, welches er 1803 auf den Tod des Königs von Etrurien schrieb. Er starb 1808 zu Pisa, beinahe 80 J. alt.

Ghetto (ital.), das Gassenquartier in Rom, worin die Juden Abends eingeschlossen werden.

Ghiberti (Lorenzo), Bildhauer, geb. 1378 zu Florenz. Auch in der Glasmalerei hat Gh. treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben angeführten Kirchen Or San-Michele und Santa-Maria del Fiore. Ueberdies ist von ihm ein Werk über die Bildhauerkunst vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchstück mitgetheilt hat. Er starb um 1455. Der Kalmuk Feodor Iwanowitsch hat Gh.'s Thüren in 12 schönen Umrissen geätzt 1798 herausgegeben.

Ghilan (Khilan), westpersische Provinz an den südöstlichen Ufern des kaspischen Meeres; 246 QM. groß, mit 280,000 Ew., ist sumpfig und waldreich und liefert die beste Seide des ganzen Landes, Reiß, Wein, Baumwolle, Obst, Südfrüchte, Hanf, Hopfen. Die Bewohner sind theils ansässig, theils nomadisirend. Die Hauptstadt ist Räscht.

Ghisni (Ghasna, Ghasni), Stadt in der ostpersisch. Provinz Kabul, in der Landschaft Afghanistan, auf einer Anhöhe am Flusse

Dilem; Wallfahrtsort zu vielen mahomedanischen Gräbern, darunter das des Fürsten Mahmud, weshalb die Stadt das indische Medina genannt wird. Handel.

Ghuria (Guriel), Landschaft in der russ. Prov. Imerethi, auf der Westseite des Kaukasus, zwischen Mingrelien und dem schwarzen Meere, ist reich an Korn, Vieh und Seide, und enthält 25,000 bis 36,000 Ew. Der Hauptort ist Bathumi.

Gianni (Francesco), Dichter und Improvisatore, geb. im Kirchenstaate 1760, lernte das Schneiderhandwerk, wo er auf s. Arbeitsbank Tasso, Arioste und andere Dichter las. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improvisatore. Als solcher versuchte er sich zuerst in Genua. Hierauf begab er sich voll Begeisterung für die Freiheit, welche Italien von Bonaparte, dem Gründer der cisalpinischen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des gesetzgebenden Raths. In dieser Lage erwarb er, der schon als Dichter bezauberte, sich solchen Beifall, daß man sein Bild in Kupfer stechen ließ. Das Spartanische in s. Gesichtsbildung entsprach ganz s. glühenden Republikanismus. Die Russen sperrten ihn in Cattaro ein. Nach s. Befreiung (1800) ging er nach Paris, wo ihn Bonaparte mit einer Pension von 6000 Fr. zum kaiserl. Improvisatore ernannte. In den Gesellschaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei sich versammelte, improvisirte G. mit dem glänzendsten Beifall über das erste beste Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieser Gesänge wurden mit der franz. Uebersetzung gedruckt. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er s. Beschützerin feierte, sind ebensowohl Beweise s. Dankbarkeit als s. Talents. Man findet sie, nebst einigen improvisirten Liebesgesängen, in G.'s »Saluti del

mattino e della sera« (ins Franz. überſ., Paris 1813). Nach Bonaparte's Fall behielt G. ſeine Penſion. Seit dem Tode der Frau v. Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Louiſe im Jan. 1815 ſtarb, hat er nur Sonette frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichteriſchen Ruf ſo eiferſüchtige Monti ſagt von ihm: die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden; doch ſetzt er boshaft hinzu, G. habe ihre Abſicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, erotiſchen, heroiſchen und republikaniſchen Geſänge dieſes Dichters (Mailand 1807, 5 Bdch.) Einzelheiten, die der berühmteſten Dichter Italiens würdig ſind.

Giannone (Pietro), geb. den 7. Mai 1676 zu Iſchitella im Neapolitaniſchen, Geſchichtſchreiber, beſonders durch: Storia civile del regno di Napoli, 4 Bde., Neapel 1723, berühmt. Er mußte wegen ſeiner freien Aeußerungen, beſonders über den röm. Hof, Neapel verlaſſen und ſeine Sicherheit in Wien ſuchen, wo er eine kleine Penſion von Neapel erhielt; dieſe verlor er bei der Thronbeſteigung Karls III., und mußte Wien verlaſſen. Er hielt ſich nun zu Venedig auf, wurde indeſſen auch hier über die Grenze gebracht, und lebte zu Genf, wo er nicht allein von den ausgezeichnetſten Männern mit Achtung aufgenommen wurde, ſondern auch die liberalſte Unterſtützung fand. Eben wollte er die Nachträge zu ſ. Geſchichte von Neapel drukken laſſen, als er, durch einen Nichtswürdigen verlockt, die Unvorſichtigkeit beging, ſich zur Feier des Oſterfeſtes (1736) in ein zu Savoyen gehöriges Dorf zu begeben, wo er alsbald arretirt und auf das Schloß Miolan, dann in das Fort von Ceve und endlich in die Citadelle von Turin gebracht wurde. Hier ſtarb er, ein Opfer prieſterlichen Haſſes, nach 22jähr. Gefangenſchaft, die zum Theil ſo hart war, daß man ihm ſelbſt den Anblick ſ. Sohnes verweigerte, in einem Alter von 72 J.

Seine Manuscripte wurden sogleich nach seiner Verhaftung, auf Ersuchen des päpstl. Hofes, nach Rom gebracht, und sein Bemühen, bei den später entstandenen Concordatsstreitigkeiten zwischen den Höfen von Turin und Rom, durch eine Schrift zu Gunsten des Königs von Sardinien, sich s. Freiheit zu verschaffen, blieb eben so fruchtlos, als sein auf die falschen Einflüsterungen eines Geistlichen, des Pater Prever, den 4. April 1738 herausgeg. Widerruf der in s. »Storia civile« ausgesprochenen Grundsätze. Nach seinem Tode erschienen noch von ihm »Opere postume in difesa della sua storia civile« etc. (Lausanne 1760), aus denen die schärfsten Stellen gegen die römische Geistlichkeit schon 1738 in Haag, unter dem Separatartikel »Anecdotes ecclésiastiques«, herausgekommen waren.

Gibbon (Edward), geb. 1737 zu Putney in Surrey; trat 1752 zu Oxford zur kathol. Kirche über, wurde aber in Lausanne von einem protestantischen Geistlichen bewogen, wieder zur reformirten Kirche zurückzukehren, war in den Jahren 1766 — 83 mehrmals Parlamentsglied, hielt sich dann 10 Jahr in Lausanne auf und starb zu London 1794. Berühmt durch: »History of the decline and fall of the roman empire« (6 Bde. 4., übers. v. Wenk, 2. Aufl., Leipz. 1820). Tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit, eine eben so genaue als geistreiche Kritik, ein hinreißender Vortrag, nicht selten tiefe, oft große und fast immer richtige Ansichten, anziehende Betrachtungen, die Kunst, an die Thatsachen große Ideen zu knüpfen, welche den Leser zum Nachdenken reizen, diese Eigenschaften sichern G.'s Werke einen dauernden Werth. Dagegen ist es nicht tadellos. G. war von lebhafter Phantasie aber kaltem Charakter; er bewunderte leicht die materielle Größe, hatte aber weniger Sinn für die moralische. Daher bewundert er die Greuelthaten Tamerlan's und der Tataren, während er die heldenmüthige Selbstaufopferung der christlichen Märtyrer her-

abwürdigt. Seine Grundsätze in der Moral, Politik, Staatswirthschaft ꝛc. waren nicht fest genug, um bei seinem Werk ein einziges Ziel stets unverwandt im Auge zu behalten; daher fehlen ihm jene Eingebungen und Wahrheiten höherer Art, die eine allgemeine und unwandelbare Gültigkeit haben. Nach beendigtem Druck kehrte G. nach s. geliebten Aufenthalt bei Lausanne zurück, wo er in ungestörter philosophischer Ruhe lebte. Als aber die franz. Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz erstreckte, machte er 1793 eine Reise nach England, und starb, den 16. Jan. 1794, zu London. Nach seinem Tode erschien: »Miscellaneous works with memoirs of his life and writings composed by himself, 2 Bde., Leipz. 1796, 4.

Gibellinen und Guelfen (Gesch.), Parteiname des Mittelalters, jener von Anhängern des Kaisers, dieser von denen des Papstes gebraucht. In Italien, nahm man an, daß der Name dadurch aufgekommen sey, daß, als im Kriege Friedrichs II. mit dem Papste in jeder Stadt Parteien entstanden, in Pistoja 2 deutsche Brüder, Guelf der päpstlichen und Gibel der kaiserlichen Partei angehangen. Richtiger leiten es die Deutschen, da es im Mittelalter nicht ungewöhnlich war, das Stammschloß oder den Taufnamen seines Herrn als Feldgeschrei zu brauchen, davon her, daß in der Schlacht bei Weinsberg zwischen König Konrad III. von Waiblingen und Herzog Welf VI. (Guelphus) jene Partei Waiblingen, diese Guelfus zum Feldgeschrei gehabt habe, und daß dieser Feldruf Parteiname geblieben sey, bis er durch die Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. nach Italien übergebracht worden sey. Obgleich nun die Waiblinger den ursprünglichen Familiennamen mit dem der Hohenstaufen vertauscht hatten, so blieb doch dieser Name ihrer Partei eben so gut, wie die Gegenpartei der bairischen Herzöge und mit dieser des Papstes den der Guelfen behielt. Die Italiener machten jedoch aus Waiblingen und Wiblingen zuerst

Gibollingen, Gibillingen und zuletzt Gibellinen. In Italien ward nun die Veranlassung zu jenen Parteinamen vergessen, und Gibellinen bezeichnete bloß die kaiserliche, Guelfen die päpstliche Partei. Vorzüglich war Ober-Italien zwischen beiden Parteien getheilt, die einander dort mit der heftigsten Wuth verfolgten und wechselsweise bald unterlagen, bald siegten. Die Guelfen wurden von Ezzelino sehr gebeugt. Die Gibellinen luden Konradin nach Italien, damit er seine großväterlichen Länder wieder einnehmen sollte, unterstützten ihn aber nicht. Kaiser Heinrich VII. machte einen Feldzug nach Italien, um das Ueberhandnehmen der Guelfen zu hindern. Aber sein Tod lähmte den Aufschwung der Gibellinen u. beide Parteien kämpften einen furchtbaren Kampf, der unter Kaiser Ludwig d. Baier neue Nahrung erhielt. Vergebens belegte Benedict XII. 1334 den Gebrauch der Benennungen Gibellinen u. Guelfen, als zur Zwietracht reizend, mit dem Bann. Nur der Friede zwischen dem apostolischen Stuhl u. den Kaisern brachte auch diese Parteien zur Ruhe. Zuletzt war Gibellinen und Guelfen bloßer Parteiname geworden, ohne daß man dabei an Kaiser u. Papst dachte. Das Abzeichen der G. war entweder eine weiße Rose oder rothe Lilie, das der Guelfen ein Adler (das alte Wappen des welfischen Hauses), welcher einen blauen Drachen, der eine rothe Lilie statt der Krone auf dem Haupte trug, mit seinen Klauen zerriß. Von den Guelfen stammt das Haus Braunschweig ab, während die G. erloschen sind.

Gibraltar, 1) (Geogr.), britische Festung im span. Königreiche Andalusien auf dem Vorgebirge und an der Meerenge, die Europa von Asien trennt, gelegen. Das 1400 Fuß hohe Vorgebirge erhebt sich östl. von der Bai von Algesiras, u. bildet einen Begrenzungspunkt derselben. Die Landzunge, auf der es liegt, ist 14,500 Fuß lang, 4500 Fuß breit. Dies ganze Vorgebirge, so wie die Küsten rings um dasselbe, sind befestigt. Der Felsen stürzt nach Osten fast

senkrecht ins Meer, sanfter, aber immer noch sehr steil sind seine Abdachungen nach Süd und West. Nach Norden zu, wo G. mit dem Lande zusammenhängt, und wo also der Angriff zu besorgen ist, hat man den Felsen schon zu der Mauren Zeiten sorgfältig befestigt, 4 befestigte Linien, unter ihnen ein altes maurisches Schloß, erheben sich dort über einander und gewähren so eine etagenförmige Vertheidigung. Die zugänglichen Punkte der ganzen Küste sind durch starke Batterien vertheidigt, doch nur an wenigen Stellen ist eine Landung möglich. Sämmtliche Werke ziehen sich, größtentheils in Felsen gehauen, bis etwa 1000 Fuß den Felsen hinan, die Spitze des Bergs ist nicht befestigt, doch befinden sich dort einige Posten, die 16 Meilen weit das Meer überschauen und die Annäherung eines Schiffes sogleich signalisiren, daselbst auch sind einige Mauern über den Gipfel geführt. An der westlichen, der Bai von Algesiras zugekehrten Seite der Landzunge, da, wo die Stadt liegt, ist ein guter Landungsplatz und Hafen, und dort befinden sich die stärksten Batterien. Vorzüglich wird diese Küste durch zwei steinerne, in schiefer Richtung in das Meer hinaus gebaute Hafendämme (Molo's), die mit starken Batterien besetzt sind, beschützt. Der nördlichste derselben, der alte Molo, liegt auf der Nordseite der Stadt, ist noch von den Mauren und Spaniern gebaut und gewährt einen leidlichen Hafen, der jedoch von der andalusischen Küste aus beschossen werden kann. Etwa 4000 Schritt weiter südlich liegt der neue Molo, der den neuen Hafen bildet. Er ist von den Spaniern angelegt, von den Briten verlängert und verbessert worden. Die Stadt ist schlecht gebaut und erhält durch den schwarzen Anstrich der Häuser ein noch traurigeres Ansehen. Sie enthält etwa 8000 Ew., die größtentheils von der im Frieden 4000, im Kriege 6 bis 8000 Mann starken Garnison leben und nur wenig Handel, größtentheils Schleichhandel nach Spanien hinüber, treiben. Um diesen

zu verhüten und die Briten möglichst zu isoliren, hatten die Spanier sonst die doppelten sogenannten Linien oder das Lager von St. Roch aufgeführt, wo stets ein spanisches Commando zur Beobachtung der Briten aufgestellt war. Dieses Lager befand sich etwa 4500 Schritt vom Glacis von G. und bestand aus 2 geschlossenen Forts, von denen das westlichste, das Fort S. Felipe, das bedeutendste war. Befestigte Linien verbanden beide Forts. Diese Linien wurden 1810, um die Communication zwischen den Briten und den ihnen damals befreundeten Spaniern zu erleichtern, auch wohl, um die Franzosen zu hindern, von dem Lager von St. Roch gegen G. Gebrauch zu machen, demolirt, scheinen aber jetzt nothdürftigst wieder hergestellt worden zu seyn. G. erhält seine hohe Wichtigkeit besonders dadurch, daß es die Meerenge zwischen Europa und Afrika beherrscht und dieselbe mit Hülfe einer Flotte gänzlich sperrt. England trennt daher, indem es G. besitzt, die Flotten Frankreichs und Spaniens und weiß, wenn auch diese den Paß forciren, doch immer, wenn eine solche die Meerenge von G. passirt. Auch ist G. wegen des Einschwärzens von Waaren wichtig. Der Felsen von G. ist der einzige Punkt, wo es in Europa Affen gibt. 2) (Gesch.). G. hieß in ältern Zeiten Calpe, mit dem gegenüber liegenden Felsen von Zeuta bildete es die Säulen des Herkules. Später hieß die Stadt Heraklea nach eben diesen Säulen. 714 landete der arabische Feldherr Tarik (irrig Tarif) daselbst und von ihm erlangte das Vorgebirge den Namen Dschebel el Tarik, woraus später corrumpirt G. entstand. Die Araber erbauten die Stadt oder vielmehr das Schloß v. G. (1149) auf der jetzigen Stelle, und von ihnen stammt noch eine über dem Thore desselben befindliche arabische Inschrift, die das Eigne hat, daß sie in der dunkelsten Nacht so gut gelesen werden kann, wie am Tage. Sie trägt die Jahreszahl 1190. 1302 eroberte Ferdinand II. von Castilien G

Die Mauren nahmen es aber 1333 wieder, verloren es jedoch an König Heinrich IV. 1462 für immer, da dieser G. durch Don Gusman, Herzog von Medina Sidonia, eroberte. 1704 nahm es der englische Admiral Rooke, der, gar nicht in der Absicht, G. zu nehmen, eine Landung versuchte, aber später, durch den glücklichen Erfolg kühn gemacht, es von den Schiffen aus beschießen ließ u. mit der sehr schwachen Besatzung eine ehrenvolle Capitulation schloß, weg. Zwar belagerten die Spanier, später von den Franzosen unterstützt, G. 1704 und 1705 und beschossen es auf das heftigste, doch ohne es einzunehmen, vielmehr ward es den Engländern im Utrechter Frieden für immer zugesprochen. 1727 machten die Spanier abermals durch eine viermonatliche Belagerung einen fruchtlosen Versuch, G. den Engländern zu entreißen. 1731 legten die Spanier das Lager von St. Roch an. 1779 begann gleich nach Ausbruch des Kriegs zwischen Spanien, Frankreich u. England im Juli die Belagerung, eine der berühmtesten, die je geführt worden sind, und durch die Bourbonischen Höfe G. den Briten und ihrem Gouverneur Elliot zu entreißen strebten. In diesem Jahre, so wie 1780 und 1781, beschränkten sich die Spanier nur auf eine Blokade zu Land und zu Wasser und auf Errichtung einiger Batterien. Die Festung wurde durch Rodney's und im April 1781 durch Darby's Flotte proviantirt, welches letztere die Spanier vergebens durch das Feuer aus allen Batterien zu hindern strebten. Dieses Feuer setzten die Spanier fast das ganze Jahr hindurch fort, ohne jedoch der Besatzung mehr als gegen 300 Mann zu tödten und zu verwunden. Im November unternahm Elliot einen Ausfall gegen das Lager St. Roch und zerstörte dasselbe fast gänzlich. Die Bourbonischen Höfe beschlossen nun im April 1782 ernstlich, zur wirklichen Belagerung überzugehen, übertrugen dem Herzog von Crillon, dem Eroberer Minorca's, die Führung derselben und brachten durch 8000 M. Fran-

zosen das Belagerungscorps auf 36,000 Mann. Der Belagerung wohnte der Prinz Artois (jetziger König Karl X.) und viele ausgezeichnete Personen bei. Am 15. August 1782 wurden die Laufgräben eröffnet und damit fortgefahren, bis etwa zum 8. Sept. die Batterien vollendet waren. Um dieselbe Zeit erschien auch die combinirte französisch-spanische Flotte, 38 Linienschiffe stark, vor G. und dadurch ward die Seemacht vor diesem Platz auf 47 Schiffe, welche die Einschließung vollenden und der britischen Flotte unter Howe's Befehl den Eintritt verwehren sollten, gebracht. Am 8. September antwortete das englische Feuer dem der Verbündeten zuerst ernstlich und steckte ihre Werke zum Theil in Brand, die übrigen Batterien der Spanier eröffneten den 9. Sept. nebst 7 Linienschiffen ihr Feuer und setzten dasselbe den 10. fort. Am 13. erfolgte der Angriff durch die sogenannten schwimmenden Batterien. Dieselben hatte der franz. Ingenieur d'Arcon erdacht. Sie bestanden aus 10 abgetakelten und durch Lagen von Steinen bombenfest gemachten alten Linienschiffen und führten zusammen 148 metallne und 150 eiserne Kanonen. Sie rückten bis 800 Schritt an den alten Hafendamm heran und begannen ein furchtbares Feuer. Die ersten 2 Stunden schien dies wirksam zu seyn, als jedoch die Briten mit glühenden Kugeln, die ein deutscher Nagelschmied (Schwänkendiek), statt wie sonst auf Rosten, in eignen Oefen glühend zu machen angegeben hatte, zu feuern begannen, fingen 3 schwimmende Batterien zu brennen an, die übrigen wurden von den Spaniern verlassen und auch in Brand gesteckt. Edelmüthig retteten die Briten die feindliche Mannschaft, die hierbei in Lebensgefahr gerieth. So waren die Anstrengungen von 3 Jahren und 2,000,000 Piaster binnen 2 Stunden vernichtet und verloren, und die Spanier hatten 1500 Mann, die Briten nur etwa 100 verloren. Trotz dieses Verlustes ward die Belagerung mit Eifer fortgesetzt, mit den Apro-

schen näher gerückt, hauptsächlich aber Alles auf die Verhinderung der Verproviantirung der Festung durch den Admiral Howe gesetzt. Dieser nahte sich mit 36 Linienschiffen, 8 Fregatten und 3 Feuerschiffen, indessen zerstreute ein Sturm die sich zur Gegenwehr rüstende alliirte, mehr als 50 Schiffe starke Flotte, und Howe segelte durch die Meerenge von G., zog dadurch die spanische und französische Flotte nach, segelte dann der Küste von Afrika entlang und gewann durch Raschsegeln einen solchen Vorsprung, daß nur 32 feindliche Linienschiffe folgen konnten. Diese kanonirte er den 21. Oct. bei Cadix und kam hierauf glücklich nach G., in das er schon früher zahlreiche Transportschiffe gesendet hatte. Die Alliirten hoben hierauf die Belagerung den 15. und 16. Oct. auf, ließen jedoch ein Corps von etwa 16,000 M. im Lager von St. Roch zurück. Seitdem blieb G. noch eine Zeit lang blokirt, wurde aber nicht wieder belagert. 3) Meerenge von G., Straße von G., Meerenge zwischen Andalusien und dem Königreiche Fez, trennt Europa von Afrika u. verbindet das mittelländ. mit dem atlant. Meer.

Gicht (arthritis, Med.), eine allgemeine Krankheit des Körpers, die sich besonders durch Erregung einer schmerzhaften Entzündung der Gelenkbänder und der übrigen das Gelenk bildenden Theile, mit Geschwulst und Unbeweglichkeit derselben andeutet. Gewöhnlich beruht sie auf einer eignen gichtischen Disposition, die sich am meisten im mittlern Alter in wohlbeleibten, vollsaftigen, aber doch dabei geschwächten und reizbaren Körpern, vorwaltender beim männlichen Geschlecht, ausbildet, auch häufig erblich ist. Gelegenheitsursachen bieten dann Schwelgereien, Ueberreizungen und Erschöpfungen aller Art, Gemüthsbewegungen, Erkältungen, Unterdrückung gewohnter Ausleerungen ꝛc. an. Unter denselben Einflüssen bildet sich aber auch die Disposition selbst aus, und es bedarf dann nur einer geringfügigen Gelegenheitsursache, daß die G. zum Ausbruch kommt. Häufig ge-

hen dann diesem mancherlei Störungen, besonders in der Verdauung, voraus, und es scheint überhaupt, daß die G. eine Naturhülfe sey, um ein Mißverhältniß im Körper durch eine gewaltsame Reaction wieder auszugleichen. Sie ist dann entweder eine allgemeine G., wo mehrere Theile, immer aber vorzüglich Gelenke, zugleich oder abwechselnd, schmerzhaft befallen werden, oder sie wirft sich auf einzelne Theile und bekommt nach diesen ihre Bezeichnung, oder auch Eigennamen, wie: Chiragra, Gonagra, Podagra u. a. Immer ist bei regelmäßiger G. ein Fieber (arthritisches Fieber) in Begleitung, das zu- und abnimmt und seine Krisen durch Schweiß und Harnabgang macht. Ihm entsprechend steigen die Schmerzen und die Geschwulst in den von der G. befallenen Theilen. Wechseln die schmerzhaft afficirten Stellen häufig, und werden auch, außer den Gelenken, andere Theile, wie Kopf, Zähne, davon ergriffen; so bezeichnet man die G. als irrende (arthritis vaga). Häufig aber, besonders nach wiederholten Anfällen, erscheint die Krankheit auch fieberlos, als chronische G., ist dann erträglicher, aber hartnäckiger, wogegen die acute G. (mit Fieber) gewöhnlich, unter gehöriger Abwartung, nach 3—4 Wochen beseitigt wird. Leichtere Affectionen werden auch nur als gichtische Anfälle bezeichnet; kehren aber dergleichen öfters wieder, und sind sie mit abweichenden Erscheinungen begleitet, so unterscheidet man sie als anomale G. Zu ihr gehört auch die zurückgetretene G., wobei, statt der äußern Gelenke, innere Theile, Magen, Gedärme, Lungen u. a. entzündet oder sonst krankhaft afficirt werden. Sonst rechnet man auch eine Menge Krankheitszustände zur anomalen G., die in Fällen, wo Gichtdisposition in einem Körper ist und sich nicht zur wirklichen G. ausbildet, oder die G. ihre Krisen nicht gehörig machte, oder vernachlässigt wird, oder bei häufiger Wiederkehr von G. unter einer unangemessenen Lebensordnung eintreten,

und man bezeichnet dann diese Krankheitszustände als Krankheiten mit arthritischem Charakter, oder mißt sie einem im Körper verhaltenen Gichtstoff bei. Häufig hinterläßt G., besonders chronische, Geschwulst in den Gelenken, als Gichtknoten, mit Abscheidung einer erdartigen, den Nieren- und Harnsteinen ähnliche Masse, eben so Steifigkeit der Gelenke und Verkrümmung der Glieder. Die G. ist bei regelmäßigem Verlauf, wenn auch eine schmerzhafte, doch nicht lebensgefährliche Krankheit, welche sie aber leicht bei öfterer Wiederkehr und Vernachlässigung in ihren Folgen und ihrem Uebergang in andere Krankheiten wird. Die Hauptmittel bei Gicht bestehen in Ruhe, Wahrnehmung einer gleichmäßigen Temperatur, Bedeckung der ergriffenen Theile mit Stoffen, welche die thierische Wärme zusammenhalten, mäßige, nur auf das Nothdürftige beschränkte Diät und Mittel, welche die Hautausdünstung befördern, ohne zu sehr zu reizen. Die anomale G. muß nach Umständen behandelt werden. Eine sorgfältige Diät und Vermeidung alles dessen, was die Disposition zur G. unterhält, die strengste Mäßigkeit, Rücksicht auf stete Erhaltung der Hautausdünstung, auch viele Bewegung und Aufenthalt in warmen, trocknen Gegenden sind die sichersten Mittel, der Rückkehr von Gichtanfällen vorzubeugen. Alle gegen G. gepriesene Mittel (antarthritica), wie u. a. das häufige Trinken heißen Wassers während des Gichtanfalls, sind es nur unter Umständen und erfordern große Umsicht in der Anwendung. Bei chronischer G. und außer den Anfällen der acuten G. hat Guajak sich vorzugsweise vor andern in Ruf erhalten, ja ist, wiewohl mit Unrecht, als specifisch gepriesen worden. Eine Menge anderer hochgerühmter empirischer Mittel, wie das Pulver des Herzogs von Portland, das Pradiersche Kataplasma, haben sich nicht zu erhalten vermocht.

Gichtel (Johann Georg), Mystiker und Schwärmer, geb.

1638 zu Regensburg, unterhielt sich schon in seinem 12. J. stundenlang auf dem Felde herumschweifend, seinem Vorgeben nach, mit Gott, und im 16. J. hatte er häufige Visionen. So erschien ihm einmal der Weltgeist in Gestalt eines großen, vielfarbigen Rades, und nur seine natürliche Zaghaftigkeit hielt ihn, wie er selbst berichtet, davon ab, sich in diesen seinen Stern hineinzustürzen. Da er sich später dem Studium der Rechte widmete und durch Fleiß und Pünktlichkeit Zutrauen und Wohlstand erwarb, so schienen sich seine mystischen Träumereien etwas zu verlieren; aber leider kehrten sie bald verstärkt zurück und rissen ihn aus einer eben so ehrenvollen als einträglichen Bahn. Eine unpassende Ehe, und daraus hervorgehendes Familienzerwürfniß brachten ihn zu dem Entschluß, den weltlichen Gütern, mit denen er reichlich gesegnet war, zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Seele, zu entsagen, und, da dies seinem ängstlichen Gemüthe noch nicht genug schien, endlich auf den Gedanken, nach Amerika zu gehen, um dort in Dürftigkeit und Demuth den Heiden das Christenthum zu lehren. Er begab sich nach Zwoll in Holland, wo damals der ihm ähnliche Schwärmer, Brekling, sein Wesen trieb, um unter diesem sich zu seinem Berufe als Missionair auszubilden; doch kehrte er bald nach Regensburg zurück, um sich mit dem Baron Weiß zu vereinigen, der gleichfalls vom Schwindel einer exaltirten Frömmelei befallen war. Da aber G. anfing, mit ungestümem Eifer das ganze Kirchenwesen reformiren zu wollen und dadurch viele ärgerliche Auftritte veranlaßte, wurde er verhaftet, sein Vermögen eingezogen und er selbst durch die Büttel über die Grenze gebracht. Er ging nun nach Wien, wo er noch auf die Träumereien der Alchymie verfiel, und, als es auch hier nicht mit ihm fortwollte, wieder nach Zwoll, zu seinem Freunde Brekling. Das gute Einverständniß mit diesem dauerte indeß auch nicht lange; eingebildet, wie sie Beide waren, veruneinigten sie sich, und da

G. auch hier anfing, das Volk mit seinen Nebeleien zu verwirren, so ward er einige Mal festgesetzt, und endlich ganz aus Zwoll und Oberyssel verbannt (1668). Er begab sich nun nach Amsterdam, damals dem Zusammenflusse schwärmerischer Thoren, und lebte meist in großer Dürftigkeit, einzig von den Wohlthaten seiner anfänglich sehr zahlreichen Anhänger, die er durch Predigten wider die Sündlichkeit des Ehestandes, schauderhafte Prophezeiungen von göttlichen Strafgerichten ꝛc. erbaute. Auch hatte er hier abermals Visionen. Bald entstand jedoch Zwiespalt unter dem frommen Haufen und viele seiner enthusiastischen Verehrer wurden seine erbitterten Feinde. Sie beschuldigten ihn, nicht ohne Unrecht, er verbreite Arbeitsscheu und Feindschaft in die Familien, da Arbeiten und Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens nach seiner Lehre sündlich war, weil der Mensch sich allein der Gnade Gottes überlassen und sich um nichts weiter kümmern sollte. Der Abfall des größten Theils seiner Gemeinde versetzte G. in solche Noth, daß er, wie er selbst bekennt, fünf Mal auf dem Punkte stand, sein Elend durch Selbstmord zu enden; allein er hatte weder den Muth dazu, noch die Kraft, von seinen Verirrungen zu lassen, in die er vielmehr immer tiefer versank. Er starb zu Amsterdam 1710, arm und verachtet. Zwei J. vor seinem Tode verlor er zwei Nägel am rechten Fuße, an deren Stelle ihm eine Art Krallen herauswuchsen. Er hielt dies für Adlerklauen und glaubte fest, es sey ein Zeichen, daß der Geist nun bald bei ihm zum Druchbruch kommen werde. G. hat Mehreres geschrieben, was theils von ihm, theils von seinen Freunden und Schülern herausgegeben wurde, und was in neuester Zeit, wo mystische Schwärmerei wieder viele Anhänger fand, aus dem Staube der Vergessenheit theilweise hervorgezogen ward. Er legte seine Ansichten nieder in: »Theosophia practica, Halten und Kämpfen ob des heiligen Glaubens bis ans Ende ꝛc.,« 7 Thle., n. Ausg., Berlin

1768. Reinbeck (Berlin 1732), sein Schüler Rautenberg u. A. haben G.'s Leben beschrieben. Einer seiner eifrigsten Anhänger, der Kaufmann Joh. Wilh. Ueberfeld aus Frankfurt a. M., stellte sich nach G.'s Tode an die Spitze des schwärmenden Häufchens, dessen Glieder sich unter einander Engelsbrüder nennen, noch hier und da existiren und in der Enthaltung vom zweiten Geschlecht und in Müßiggang das Heil der Seele setzen.

Giebel (Fronton, Bauk.), eigentlich die das Dach begrenzende, ein Dreieck bildende Mauer oder Wand (Giebelmauer); daher Giebelseite, die schmälere Seite eines Hauses, mit welcher parallel die Dachbalken gelegt werden. Als Verzierung werden die G. häufig gebraucht und alsdann Frontons genannt; sie werden dann an Façaden, über den Vorlagen oder Risalits und als Verdachungen über Thüren und Fenstern angebracht. Dieselben dürfen nie von der dreieckigen Form abweichen. Abgerundete oder unterbrochene Frontons sind geschmacklos. Die Höhe des Dreiecks darf nicht über $\frac{1}{4}$ und nicht unter $\frac{1}{8}$ der Grundlinie betragen. Der Fronton wird auf allen 3 Seiten mit den Gliedern des Hauptsimses eingefaßt, doch sollten die beiden schräg aufstehenden Seiten nie mit Sparrenköpfen verziert werden, wie solches auch sich in keinem griechischen Denkmale vorfindet. Die Griechen und Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erste Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäsar. War das Giebelfeld groß, so füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inschriften, oder wohl gar Fenster, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden sich bei den Alten nie.

Giebichenstein, 1) (Geogr.), preuß. Dorf und Amt an der Saale, im sächsischen Reg. Bez. Merseburg; 110 H. 700 E. Bergschloß in Ruinen. 2) (Gesch.) Die Thüringer mußten im 6. Jahrh. den Franken ihr Land, westlich von der Saale, abtreten, worauf die

Franken die östlichen Länder gegen Zins den Sorben, als neuen Ankömmlingen aus Osten, überließen. Von diesen rühren die meisten Alterthümer her, die in der Gegend von G. gefunden werden, und von denen der Amtsrath Bartels eine sehenswerthe Sammlung besitzt. Karl d. Gr. eroberte das Land, und ließ es, so wie die folgenden Kaiser seines Stammes, durch Gaugrafen regieren. Unter diesen verwalteten die Grafen von Wettin die Gegend um Halle. Einer derselben mag die Burg G. angelegt haben; genannt wird der Ort zuerst unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerstört, eine Menge Burgen gegen die östlichen Völker anlegen ließ, und auf denselben Castellane und Thurmwächter bestellte. Sein Sohn Otto I. schenkte der Kirche zu Magdeburg 964 den Zehnten zu G. und 965 den ganzen Bezirk (Neglitzer Gau), mit ausdrücklicher Benennung von Giebichenstein. Die Burg diente im Mittelalter, wegen ihrer festen Lage, als Staatsgefängniß, in welchem u. A. Kaiser Heinrich IV. zu Ende des 11. Jahrh. den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieser entkommen war, so ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale sich gerettet. Das Fenster wird in den Ruinen noch gezeigt. Zwar fließt die Saale nicht mehr unmittelbar an dem Schlosse, wohl aber nahe an einem Gemäuer, das gewiß einst ein Theil der Burg war, und es kann sich leicht nach und vor der Zerstörung der Burg das Bette der Saale mehr nordwärts gedrängt haben. Indessen ist die Höhe des angeblichen Fensters über dem Spiegel der Saale 120 Fuß. Die Erzbischöfe von Magdeburg hatten dort Burggrafen, unter denen ein Geschlecht von G. vorkommt. Im 15. Jahrh. verlegten die Erzbischöfe ihren Hof von Giebichenstein auf die neu erbaute Moritzburg bei Halle. Ihre Burggrafen nannten sich nun Burghauptleute. Als Kaiser Karl V. 1547 auf der Residenz in Halle sich aufhielt, gefiel ihm die Gegend

um G. so sehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Die alte Burg ward von den Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636 zerstört.

Giech (Giechen, Grafen von), sehr alte deutsche Familie, die aus Franken entsprossen war und auch in andern Gegenden bedeutende Güter besaß. Schon 948 wird ein Heinrich von G. beim Turnier zu Costnitz angeführt. Kaiser Leopold erhob Karl Gottfried von G. 1680 in den Reichsfreiherrn-, und 1695 in den Grafenstand. Die Grafen von G. schreiben sich Grafen zu Thurnau und Buchau, nach 2 Linien, und sind protestantischer Religion. Diese Familie besitzt 4 QM. mit 12,900 Ew., und ihr Stammhaus ist die alte Burg G. im Ober-Mainkreise Baierns. Die Linie Thurnau starb 1713 aus. Residenz zu Thurnau.

Giekbaum (Seew.), derjenige Baum, welcher den untern Theil eines G.- oder Briggsegels ausspannt und hierzu mit dem einen Ende an den Mast befestigt wird. An seiner Spitze ist das Geitau befestigt, womit das Giekfegel aufgezogen wird.

Gien, 1) Bezirk im franz. Departem. Loiret; $28\frac{1}{2}$ QM. groß, mit 40,000 E. 2) Hauptstadt des Bezirks an der Loire und an einem Kanale nach der Seine; 987 H. 5400 E. Wollenzeugweben, Strumpf- und Hutfabriken, Färberei; Handel mit Getreide, Wein, Safran, Senf u. a.

Gienmuschel (chama *L.*), eine Muschel, mit runder Schale, deren Schloß mit Zähnen versehen ist, welche in einander greifen, und die sich in der See von einander thut — gleichsam gähnt.

Gieseke (Giseke), 1) (Nikolaus Dietrich), geb. 1724 zu Gänz in Nieder-Ungarn; sein eigentl. Name war Kószeghi, woraus die Deutschen Giseke oder Gieseke gemacht haben. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er mit seiner Mutter nach Hamburg, wo er Bro-

ckes und Hagedorn kennen lernte. Zu Leipzig, wo er seit 1745 Theologie studirte, wurde er in den bekanneen Freundschaftsbund aufgenommen, der Gellert, Rabener, J. A. Schlegel u. A. zur Herausgabe der »Bremischen Beiträge« vereinigte. Er starb als Superintendent zu Sondershausen 1765. Seine poetischen Werke gab sein Freund K. Ch. Gärtner, Braunschweig 1767, heraus, seine Predigten J. A. Schlegel, Flensburg u. Leipzig 1780. 2) (Paul Dietrich), geb. zu Hamburg 1745 und Arzt daselbst, zugleich Lehrer der Physik und der Poesie, auch Bibliothekar am dasigen Gymnasium; st. 1796; sein Hauptfach war Botanik, die mehrern seiner Schriften sind botanische; darunter: »C. de Linné termini botanici u. s. w. recud. cur. c. suis definitionibus et interpretatione germ.,« Hamburg 1781, n. Aufl. 1787; »C. a Linné praelectiones in ordines naturales plantarum,« Hamburg 1792, 4. 3) G. Meßler (Karl Ludwig), geb. zu Augsburg; war erst Schauspieler in Wien, legte sich aber auf das Studium der Mineralogie, war einige Jahre Professor derselben in Halle und bereiste 1806—1809 Grönland auf eigne Kosten. 1813 ward er als Professor der Naturgeschichte in England angestellt. Seine Reise in Grönland hat er um 1820 in Druck gegeben.

Gießen, Hauptstadt der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, an der Lahn und Wieseck; Schloß, 789 H. 7000 Ew. Universität, 2 Bibliotheken, Naturalien- und Kunstsammlungen, Leinen-, Wollen- und Baumwollenwebereien. G. entstand im 13. Jahrh. aus 3 Dörfern und einer zwischen ihnen gelegenen Burg. 1530 wurde Gießen befestigt, 1547 aber auf Befehl Kaiser Karls V. geschleift, 1567 aber wieder errichtet, 1605 ward die Universität vom Landgrafen Ludwig V. gegründet und die lutherischen Theologen, denen man in Marburg den Aufenthalt verweigerte, dahin gezogen.

Als diese bald darauf zurückkehren durften, ging G. fast wieder ein, bis sie Landgraf Georg 1650 wieder in Flor brachte. Die vier Facultäten zählten 1823 22 ordentl., 5 außerordentl. Prof. und 11 Privatdocenten. Schmidt und Kühnöl in der theologischen, v. Löhr in der juridischen, Wilbrand, Ritgen und Vogt in der medicinischen, Crome, Walther, Snell, Schmidt und Hillebrand in der philosophischen Facultät sind rühmlich bekannt. Vorzüglich hat sich der jetzige Senior der Universität, Geh.-Rath Crome, durch eine 36jährige literarische Thätigkeit besonders im Fache der Statistik, ausgezeichnet. Die Annalen der juridischen Facultät zählen seit 50 J. berühmte Namen, wie Koch, Gatzert, v. Grolmann, u. s. w. Der jetzt regier. Großherzog von Hessen hat, nach seiner wohlbegründeten Ueberzeugung, daß Minister nicht aus der Klasse des Hofadels oder aus dem Militair, sondern vielmehr aus dem gelehrten Stande hervorgehen müssen, seine zwei verdientesten Staatsminister, v. Gatzert und v. Grolmann, aus der juridischen Facultät seiner hohen Schule mit dem besten Erfolge gewählt: eine Ehre, deren sich noch wenige deutsche Universitäten zu erfreuen hatten. — Durch ein wohleingerichtetes Disciplinargericht, unter dem Vorsitze des Rectors der Universität, ist auch in der jüngsten bewegten Zeit der Geist der Ordnung und Sittlichkeit unter den Studenten erhalten worden. Verschiedene von außen veranlaßte Untersuchungen haben nicht die mindesten Resultate in politischer Beziehung geliefert; und die Entfernung der Garnison von Gießen war vor einigen Jahren die glückliche Folge blutiger Händel.

Gießhübel, 1) österreich. Herrschaft und Dorf mit einer Fayancefabrik, im böhmischen Elnbogner Kreise; Sauerbrunnen. 2) österreich. Marktflecken an der Grenze von Glatz, im böhmischen Königgrätzer Kreise; 204 H. 1100 Ew. 3) hildburghausensches Dorf im Amte Eisfeld; 90 H. 450 E. 2 Schneidemühlen.

Gift (venenum, Med.), in weitem Sinne Alles, was entweder in kleiner Gabe, oder auf eine unmerkliche Weise in den Körper gebracht, anscheinend ohne gewaltsame Einwirkung, das Leben bedroht und, wenn ihm nicht Einhalt geschieht, entweder, in einer nach Verschiedenheit der Stärke des G.s nicht allzu kleinen Menge einwirkend, sogleich tödtet oder, zumal bei Wiederholen seines Einbringens in den Körper, eine Kränklichkeit zur Folge hat, die allmählig das Leben verzehrt. In diesem Sinne können aber alle Stoffe von nur einiger erheblichen Einwirkung auf den Körper, G.e genannt werden. So nennt man den Branntwein, den Kaffee, im Uebermaß genossen, ein langsam tödtendes G. Eben so kann jedes zur Unzeit genommene Arzneimittel zu G. werden. Eine strenge Ausscheidung von wirklichen Giftstoffen von andern, die es nicht sind und nur unter Umständen giftig wirken, ist aber schlechterdings unmöglich, um so weniger, da fast alle Stoffe, die wegen ihrer schon in geringer Gabe tödtlichen Wirkung, wenn solche innerlich genommen werden, zu den G.en gerechnet werden, in noch geringerer Quantität häufig wirksame Arzneien sind und auch starke G.e durch Gewohnheit, oder in Verbindung mit andern Stoffen, einen großen Theil ihrer schädlichen Einwirkung verlieren. Es ist daher mehr die Lebensgefahr, die ein in den Körper gebrachter Stoff (der jedoch den Körper selbst unverletzt läßt, oder, wie bei vergifteten Waffen, nur unerheblich verletzt) zur unmittelbaren Folge hat, was dem Stoff selbst den Charakter eines G.s verleiht, als eine diesem selbst beiwohnende Eigenschaft. Schon in den ältesten Zeiten wurden G.e, besonders auch als Mittel, um Andere zu morden (Giftmischerei), gescheut. Auch der Gebrauch giftiger Waffen ist eine der frühesten Kenntnisse, zu der Nationen auch schon auf den tiefsten Stufen der Cultur gelangen. Indessen grenzt Vieles, was die Geschichte von Anwendung von G.en, um Andere schnell oder heim-

tückisch zu morden, berichtet, ans Fabelhafte; doch mag Manches auch naturhistorisch noch nicht hinlänglich ausgemittelt seyn. Es gibt wohl keine Art, etwas in den Körper zu bringen, durch die nicht auch G. dahin gelangen könnte. Was aber häufig in der ältern und neuern Geschichte von vergifteten Briefen, die beim Oeffnen durch den eingezogenen Hauch tödteten, von vergifteten Hemden, Blumen, Fackeln, Brunnen u. s. w. berichtet wird, bleibt größtentheils noch immer sehr problematisch, obgleich kaum daran zu zweifeln ist, daß in Giftbereitungen in den zunächst verwichenen Jahrhunderten, besonders in Italien und Frankreich, Geheimkünste (wie u. a. in Bereitung des berüchtigten Aqua tofana) angewendet worden seyn mögen, die man zum Glück unter die verlornen zu rechnen hat. Wissenschaftlich wurde die Gifftlehre (Toxikologie), besonders auch in Hinsicht der gegen beigebrachte G.e dienenden Mittel (Gegengifte, von denen es aber kein absolut sicherndes gibt, sondern die eben so verschiedenartig wie die G.e selbst sind) eben so bald bearbeitet, wie die Heilmittellehre. Schon Erasistratos schrieb ein (verlornes) Werk über G.e. Die Lehre von Gegengiften erhielt in allen ältern Arzneibüchern eine besondere Berücksichtigung; doch war Alles bis auf die neuere Zeit, wo erst die wissenschaftlich sich gestaltende Chemie Licht über wenigstens einen großen Theil der G.e verbreitete, bloße Empirie. — So schwierig die Aufstellung eines scharfen Begriffs von einem G.e ist, so schwierig ist auch ihre logische Eintheilung. Wir können nur die erheblichsten G.e nach gewissen Uebereinstimmungen in Gruppen zusammenstellen. Nach Verschiedenartigkeit dessen, was mehrern gemeinschaftlich ist, theilt man sie in offenbare und heimliche G.e, in schnell wirkende und schleichende G.e, äußerliche und innere, mineralische, vegetabilische und animalische G.e u. s. w. Unter neuern Eintheilungen ist folgende noch die genügendste. A. Mechanische G.e, die durch ihre Form tödt-

lich sind, wie verschlucktes Glas oder verschluckte Nadeln, Nägel u. dgl. oder auch verschluckter Badeschwamm oder Vogelleim in etwas größerer Menge. B. Eigentliche G.=e (Giftstoffe), a) Corrosive G.=e, welche zunächst in den Theilen, wohin sie gelangen, innerlich genommen, also zunächst in dem Magen und in den Gedärmen, heftige, bald in Brand übergehende Entzündung bewirken; die stärksten dieser Art sind: aa) aus dem Mineareich und von diesen α) zugleich metallische G.=e; unter ihnen steht Arsenik oben an; ihm zunächst stehen die Queckſilbergifte und unter diesen vorzüglich der Sublimat; von minderer Wirkung sind die Silber=, Gold=, Kupfer=, Zinn=, Zink= und Wismuthgifte. Sie sämmtlich können aber auch in kleinen Gaben und bei mehrmaligem Einbringen zu schleichenden Giften werden, da ihre zerstörende Wirkung, wenn sie in das Blutsystem aufgenommen sind, sich über den ganzen Körper erstreckt. β) Die concentrirten Säuren stehen diesen am nächsten, namentlich die Schwefelsäure, die Salpetersäure, die Salzsäure, die Phosphorsäure, die ihre zerstörenden Wirkungen auch schon vom Schlund an äußern. γ) Eben so wirken ätzendes und, wiewohl mit minderer Kraft, kohlenstoffsaures Kali, Natrum und Ammonium, ätzender, oder auch salzsaurer und kohlenstoffsaurer Baryt, gebrannter Kalk, ätzender Strontianit; δ) auch Salpeter, Salmiak, Schwefelleber, in etwas größerer Gabe; ε) Jodine. bb) Als Pflanzengifte können eine Menge hierher gezogen werden, die meist auch als Arzneimittel dienen. Wir nennen hier bloß als entweder überhaupt, oder, wie meist, vorzugsweise in gewissen Theilen scharfe Giftpflanzen: gratiola officinalis, cyclamen europaeum, convolvulus scammonia, oenanthe crocata, rhus vernix, radicans und toxicodendron, viburnum tinus und cassinoides, colchicum autumnale, daphne mezereum und mehrere Arten, asarum europaeum, euphorbia

cyparissias u. m. A., chelidonium majus, delphinium staphysagria, aconitum napellus u. m. A., anemone pulsatilla u. m. A., ranunculus flammula u. m. A., helleborus niger u. m. A., coronilla varia, lobelia syphilitica u. m. A., arum dracunculus u. m. A., croton tiglium, iatropha curcas u. m. A., momordica elaterium u. m. A., cucumis colocynthis, bryonio alba, juniperus sabina, veratrum album. cc) Aus dem Thierreich kommen hier zunächst α) giftige Thiere in Betracht: αα) die in einem Behälter G. aufbewahren, und deren auch nur leichter Biß heftige Zufälle erregt, auf welche der Tod folgt, wie besonders die Giftschlangen; doch können auch die Bisse und Verletzungen einiger Insekten, besonders Spinnen und verwandter Arten, hierher gezogen werden, wie der Tarantel, der Gottesspinne, mehrerer Arten Scorpione u. a.; ββ) die, wenn sie gespeist werden, giftartig wirken, wie die spanischen Fliegen, mehrere Fische und Muscheln; γγ) die durch Uebertragung eines in ihnen entwickelten Krankheitsstoffs giftartig wirken; hierher gehört der Biß toller Thiere, der Milzbrand des Rindviehs ꝛc.; β) thierische Produkte, besonders der Phosphor. b) Narkotische G.-e, welche, schnell in die Blutmasse übergehend, oder dahin gebracht, Betäubung, Schwindel, Bewußtlosigkeit und Tod, unter Lähmung oder auch convulsivischen Bewegungen, zur Folge haben. Hierher gehören α) zunächst eine Menge narkotischer Pflanzen, die einen Stoff von dieser Wirkung zum Bestandtheil haben, theils rein, theils mit einem scharfen Stoff in Verbindung. Wir nennen unter vielen aa) aus der ersten Ordnung nur lolium temulentum, datura ferox, stramonium und metel, hyoscyamus niger u. m. A., mandragora officinalis. ledum palustre, prunus laurocerasus, welche das stärkste G. dieser Klasse, die Blausäure, in sich hat, obgleich diese nicht bloß dem Pflanzenreich allein eigen ist, pa-

paver somniferum (vorzugsweise das Opium gebende Pflanze), lactuca scariola und virosa, taxus baccata; auch das Curare und Ticunas, welche in Südamerika zur Vergiftung der Pfeile benutzt werden. bb) Als vorwaltend narkotisch scharfe Giftpflanzen nennen wir: atropia belladonna, strychnos nux vomica und colubrina, ignatia amara, die das Upas tienté und Upas anteor, so wie das Wooraragift (die alle zur Vergiftung von Pfeilen dienen) liefernden Pflanzen, conium maculatum und cicuta virosa (beide auch als Schierling bekannt), hippomane manicella, angustura pseudo-ferruginea, die vielen giftigen Pilze, das Mutterkorn u. a. β) Luftförmige G.=e oder Gasgifte. Hierher gehören nicht nur alle zur Respiration nicht dienliche Gase, die, eingeathmet, meist auch durch die directe Einwirkung auf die Lungen, die Vitalität sogleich aufheben, sondern auch atmosphärische Luft, die aber mit stickenden Dämpfen in Ausdünstungen überfüllt ist, wohin, nebst dem Kohlendampf, besonders auch die Riechstoffe stark duftender Blumen gehören. c) Adstringirende G.=e, die, indem sie eine dauernde Zusammenziehung der thierischen Fasern da, wohin sie gelangen, bewirken, in großen Gaben schnell, in kleinen Gaben langsam durch Auszehrung tödten, wie besonders die mehrern Bleipräparate. Die sogenannten Krankheitsgifte oder Ansteckungsstoffe, Contagien, gehören nicht hierher und werden nur sehr uneigentlich Gifte genannt, z. B. Wuthgift (s. Ansteckung). — Gegengift heißt jede auf den organischen Körper angebrachte Wirkung oder Substanz, welche die schädliche Wirkung eines Giftes vernichten soll, insbesondere aber jedes einem bestimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte sind eben so verschieden, als es im Allgemeinen die Gifte sind. Sie sollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes schützen, theils das letztere so umändern, daß es seine schädliche Wirkung verliert, theils die schon

geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und scharfen Gifte schleimige und fette Mittel an, z. B. Oel, fette Milch u. dgl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerstörende Wirkung des Giftes zu schützen. Gegen die metallischen Gifte dienen noch außerdem Seifen- und Schwefellebergauflösung, um durch die Verbindung mit dem Laugensalze und dem Schwefel die ätzende Schärfe jener Metallgifte zu verhindern. Gegen die concentrirten Mineralsäuren dienen besonders auch Oel, Laugensalze und Seife. Gegen Kantharіden dienen schleimige, ölige Mittel mit Kampher. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die schwächern vegetabilischen Säuren, Essig, saure Weine, Kaffee. Die Wirkung des Gifts der Blausäure vernichtet das Laugensalz, auch eine Eisenauflösung. Gegen Opium wirkt besonders der Kaffee, auch der Wein und der Kampher ꝛc. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle schädliche Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man sich eine Zusammensetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das allgemeinste Gegengift dachte. Hiervon rühren die Alexipharmaca der Alten, der sonst so berühmte Mithridat, Theriak u. A. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was sie vermöge ihrer sonderbaren Mischung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Systeme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch sie oft mehr Schaden als Nutzen stifteten. Ueber die Wirkungen von G. im Körper und Ausmittelung des durch G. veranlaßten Todes s. Vergiftung. Vorzügliche Schriften: M. F. Orfila, »Allgem. Toxicologie,« a. d. Franz. mit Bem. v. S. F. Hermbstädt, 4 Thle., Berlin 1818; P. J. Schneider, »Ueber die Gifte,« 2. Aufl., Tübingen 1821. Ueber die metallischen Gifte belehren Gmelin's »Vers. üb. die Wirkung des Baryts, Strontians ꝛc. auf den thierischen Organismus« (Tübing. 1824).

Giganten (Myth.), furchtbare Riesen, von der Erde geboren, um die Titanen an dem Jupiter zu rächen. Sie thürmten ungeheure Felsen auf einander, um die Götter zu bekriegen, bis endlich Herkules sie besiegte, worauf Jupiter auf einen Theil derselben den Aetna wälzte. Jener Kampf mit den Göttern heißt Gigantomachie. — Gigantisch, Gigantesk, riesenhaft, ungeheuer.

Gigha, die östlichste der, zu der schottischen Shire Argyle gehörigen Hebriden; 600 E. Mehrere merkwürdige Felsenhöhlen. Zu Gigha gehört das nahe dabei liegende Eiland Cara.

Gigli (Girolamo), italienischer Dichter, geb. den 14. Oct. 1660 zu Siena; hieß eigentlich Nenci, wurde aber von einem Edelmann zu Siena, Namens Gigli, adoptirt. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, zog sich aber durch seine Satyren viele Streitigkeiten zu und st. zu Rom den 4. Jan. 1722. Die berühmtesten unter seinen Satyren und Trauerspielen sind: Santa Genevieffa; Giuditta; il Martirio di S. Adriano und Ludovico pio. Er ist auch Verfasser mehrerer Lustspiele, schrieb: »Lezioni di lingua toscana.« 2 Thle., Venet. 1744 — 51, 8.; »Diario sanese,« 2 Bde., Lucca 1723, 8., u. a. m. Von Charakter war G. offen und brav, voll wahrer Frömmigkeit und ein Feind aller Verstellung und Heuchelei. Als Mitglied der Arkadier in Rom trug er den Namen Amaranto sciatidico.

Gigliato (ital., Dschilliato), eine toscanische goldne Münze, an Werth 2 Thlr. 22 Gr.

Gilbert, männlicher Name, bedeutet: der ruhmvolle Held. Merkwürdig sind: 1) (G. de Semprin-Cham), geb. zu Lincoln um 1084; stammte aus der Normandie, stiftete 1148 den Orden der Gilbertiner in England und st. 1150, nachdem er, außer seinem Orden, mehrere Hospitäler gegründet und Mehreres geschrieben hatte. 2)

(St.), ein bedeutender französischer Vasall; lebte unter Ludwig dem Dicken und Ludwig dem Jüngern, machte 1147 den Kreuzzug mit, theilte nach seiner Rückkehr die Hälfte seines Vermögens an die Armen aus und gründete mit der andern Hälfte zwei Klöster im Erzbisthum Clermont, in die er mit seiner Gattin und Tochter ging. Seine Klöster hießen später Neuf-Fontaines und hatten Prämonstratenser zu Mönchen. Er st. 1152. Tag der 6. Juni und 3. Oct. 3) (G. von Porrée, Gilbertus Porretanus), ein ausgezeichneter, sehr gewandter Lehrer zu Paris im 12. Jahrh.; ward 1141 Bischof zu Poitiers. Sein Ruhm und seine Ueberlegenheit in der Dialektik erregten Neid, und so mußten einige ungewöhnliche Formeln in der Lehre von der Dreieinigkeit Gelegenheit geben, ihn als Irrlehrer anzuklagen. Bernhard von Clairvaux griff ihn vorzüglich an, und zwei Synoden, zu Paris 1147 und zu Rheims 1148, verurtheilten ihn. G. gab nach und unterschrieb ein seine Formeln verdammendes Glaubensbekenntniß. 4) (G. von England, Gilbertus Anglicanus, G. de Aquila), englischer Arzt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh.; schrieb ein praktisch-medicinisches Werk, in barbarischem Latein: »Laurea anglicana seu compendium medicinae,« herausgegeben von Michaelis de Capella, Lyon 1510, 4.; Genf 1608, 4. u. 12.; es ist als eins der frühesten medicinisch-wissenschaftlichen Werke in England und als das Ergebniß eines durch Reisen und gute Kenntnisse gebildeten Geistes merkwürdig. 5) (Sir Humphrey), geb. 1539 zu Dartmouth in Devonshire; ward Soldat und diente mit Auszeichnung in Irland, so daß er den Ritterschlag empfing. 1576 gab er eine Schrift heraus, um die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien zu zeigen, und erhielt 1578 einen königlichen Befehl, in Nord-Amerika eine Niederlassung zu begründen. Von hier aus unternahm er verschiedene Entdeckungsreisen, allein noch in demselben

Jahre kam er auf diesen Versuchen um. 6) (Gabriel G.), französ. Dichter, lebte im 17. Jahrh., war ein Zeitgenosse Racine's und Corneille's, denen er mit seinen dramatischen Arbeiten vorausging, welche aber durch die ihrigen die seinigen verdunkelten, obgleich man will nachweisen können, daß beide große Dichter es nicht verschmäht haben, ihn zu benutzen; er war Secretair der Herzogin v. Rohan, dann bei der Königin Christine von Schweden, die voller Bewunderung über G. (den sie »mon beau génie« zu nennen pflegte), ihn zum schwedischen Residenten beim franz. Hofe ernannte und mit Geschenken überhäufte. Nach dem Tode Christinens, und da auch seine Stücke das Publikum nicht mehr anzogen, verfiel er in Armuth und Vergessenheit. Außer einer großen Anzahl poetischer Arbeiten hat man von ihm 15 Theaterstücke. In seinem Trauerspiele »Telephont« ließ der Cardinal Richelieu einige von seinen eignen Versen einrücken, eine Gefälligkeit, die dem Dichter von dem großen Staatsmann, der aber nur ein schlechter Reimer war, hoch angerechnet wurde. Auch hat er eine Kunst zu lieben, dem Ovid nachgebildet. 7) (Nicolaus Joseph G.), franz. Dichter, geb. 1751; ward durch Schicksal, Gemüthsstimmung und Talent zur Satyre hingeführt, und es gibt franz. Kunstrichter, die ihn ihren Juvenal nennen. Er warf sich unter die Partei, welche der der sogenannten Philosophen entgegenstand, mit einer solchen Heftigkeit, daß man von ihm sagte, er habe die Sturmglocke gegen sie gezogen. Seine Satyren: »Das 18. Jahrhundert,« die er 1775 an Fréron adressirte, und »Meine Apologie,« 1778, haben solche kraftvolle und treffende Stellen, daß man dadurch an den römischen Dichter erinnert wird. Es gibt eine Sammlung seiner Poesien in 2 Bdn. Er st. fast wahnsinnig 1780. 8) (Ludwig Wilh.); geb. zu Berlin 1769; ward 1795 außerordentl. Professor der Mathematik und Physik zu Halle und Observator an der Sternwarte daselbst, 1798 Grens Nachfolger in der

Professur der Physik und Chemie, 1811 Professor der Physik und Chemie zu Leipzig; st. daselbst 1824. Er redigirte seit Grens Tode 1798 die geschätzten Annalen der Physik (1798—1824, 76 Bde., Register dazu von Heinrich Müller, Leipzig 1826); nächst diesen schrieb er: »Handbuch für Reisende durch Deutschland,« 3 Bde., Leipzig 1791 u. 95, unvollendet; »Comment. de natura, constitutione et historia matheseos primae,« Halle 1795; »Die Geometrie nach Legandre, Simpson u. s. w. und den Alten,« Halle 1798; »Anweisung sich bei bösartigen Fiebern vor Ansteckung zu schützen,« Leipzig 1813; u. m.

Gilde, eine geschlossene Gesellschaft, besonders eine solche, die sich zu Erreichung gewisser gemeinschaftlicher Zwecke verbindet (man leitet es von Giladen, d. h. zusammengezogen, ab); daher Schützengilde — auch Zünfte oder Innungen ꝛc.

Gilge, ein Hauptarm des Flusses Memel in Ostpreußen, fließt durch mehrere Arme in das kurische Haff.

Gilly (David), geb. 1745 zu Schwedt, aus einer Familie französischer Refugiés stammend, erst in Stargardt angestellt, dann geheimer Oberbaurath in Berlin; st. dort 1808; schrieb: »Beschreibung einer vortheilhaften Bauart mit getrockneten Lehmziegeln,« Berlin 1790; »Beschreibung der Feuer abhaltenden Lehmziegeldächer,« ebend. 1790, 2. Aufl. 1796; »Grundriß zu den Vorlesungen über das Praktische bei verschiedenen Gegenständen der Wasserbaukunst,« ebend. 1795; »Anleitung zur Anwendung der Bohlendächer,« Berlin 1801; »Anleitung zur Kameral-Bauwissenschaft,« ebend 1801; »Anleitung zum Nivelliren,« ebend. 1801; gab mit Eytelwein heraus: »Praktische Anweisung zur Wasserbaukunst,« 4 Hefte, ebend. 1802—8; »Handb. der Landbaukunst,« Berl. 1797, 4. Aufl., Braunschw. 1818.

Gilmans (muham. Relig.), bei den Muhammed. der Name der schönen Jünglinge des Paradieses, die den Seligen aufwarten.

Gilolo (Dschilolo, Schilobo, Halemahera), 1) nördlichste und größte moluckische Insel im indischen Ocean, an 40 Meilen lang, 3 bis 6 Meilen breit; Sago, Brotfruchtbaum, Kokosnüsse, Büffel, Ziegen, wilde Schweine und indische Vogelnester sind die Haupterzeugnisse des Landes. Von dieser Insel gehört die nördliche Halbinsel, Gilolo, dem Sultan von Ternate, die südliche aber, oder Halemahera, dem Sultan von Tidor. In dem nördlichen Theile ist der Hauptort 2) Gilolo, mit einer holländischen Faktorei, im tidorischen Antheile, Wamma, auf der Westküste, unter dem Erdgleicher; Handel mit Gewürze, Sago, indian. Vogelnestern, Schildkrötenschalen, kleinen Perlen.

Ginguené (Pierre Louis), geb. zu Rennes 1748; kam sehr jung nach Paris und machte sich dort durch das Gedicht: »Confession de Zulme,« vortheilhaft bekannt. Die Revolution, an welcher er als Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, führte ihn in größere Kreise des literarischen und amtlichen Wirkens. Ohne seinen Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege seine literarischen Beiträge zum »Moniteur« und »Mercure de France« (1790—92), die Bearbeitung des zur »Encyclopédie méthodique« gehörigen »Dictionnaire de musique« (in Gesellschaft mit Framery, Par. 1791 u. 1815, 4.) und sein Antheil an der »Nouvelle grammaire raisonnée« (Par. 1795) beurkundeten, gesellte er sich durch seine Theilnahme an der »Feuille villageoise« (1791 und 1792 in Gesellschaft mit Grouvellé, 1793—95 allein), und durch die Herausgabe der von ihm gestifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794—1807, 54 Bde., seit 1805 u. d. T. »Revue«) zu den verständigern und ruhigern Sprechern über die Ereignisse des Tags. Die »Décade,« welche früher eben so we-

nig für Robespierre als später für Bonaparte in die Posaune stieß, war die einzige franz. Zeitschrift, welche sich durch die ganze Revolution erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verleugnen. Nicht minder thätig zeigte er sich in seinen amtlichen Verhältnissen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieser Stelle im Febr. 1798) als Gesandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei seiner Rückkehr wurde er Mitglied des Tribunats. Da er es aber für seine Pflicht hielt, sich einigen Maßregeln der Regierung zu widersetzen, so war er einer von den Tribunen, die der Senat 1802 ausschloß. Jetzt unternahm er das verdienstvolle Werk, welchem er den größten Theil seines Ruhms verdankt »Histoire littéraire d'Italie,« wovon Th. 1—6 zu Paris 1811—13, Th. 7—9 aber nach seinem Tode 1819 erschienen. Wenn Tiraboschi bei seinen Forschungen mehr das Einzelne als das Allgemeine im Auge hatte, so suchte G. im Gegentheil darzustellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Konstantins an bis auf das 18. Jahrh. herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus Quellen, und urtheilt meist mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken, noch der Styl haben etwas Blendendes; aber man wird angezogen durch den anspruchlosen, gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht, durch die treffende Charakteristik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche, ungeachtet einer gewissen Eintönigkeit der Wendungen, sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Außer seinen Arbeiten als Mitglied des Instituts, dessen Sitzungen er unausgesetzt besuchte, schrieb G. noch seine meist ital. Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Paris 1810 und 1814), übersetzte Catull's »Hochzeit der Thetis und des Peleus« in franz. Verse (Par. 1812), und nahm an der »Biographie universelle« und am 13. u. 14. Theil der »Histoire littéraire de la France« thätigen Antheil. Eine glückliche Unab

hängigkeit, angenehme häusliche Verhältnisse und die volle Achtung der Besten seiner Nation erheiterten den Abend seines Lebens. Er starb zu Paris am 16. Nov. 1816. Außer den erwähnten Schriften und einigen kleinern Brochüren hat er Chamfort's (Paris 1795, 4 Bde.) und Lebrun's (Paris 1811, 4 Bde.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14—25. Lief. der Tableaux de la révolution franç. verfertigt.

Gioja (Flavio; nach Einigen auch Gira und Giri genannt), geb. zu Pasitano, in der Nähe von Amalfi, Seefahrer; lebte zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts und ward lange irrig für den gehalten, der den Magnet zu dem Compaß anwendete, da er doch schon im 12. Jahrh. bekannt war. G. vervollkommnete ihn indessen und ließ ihn auf einer feinen Nadel im Gleichgewicht ruhen, während er früher, an einem Strohhalm befestigt, im Wasser geschwommen war. Natürlich ward hierdurch die Erfindung praktischer; später fügten Franzosen die Kreiseintheilung, die Engländer die Büchse, die Deutschen die Angabe Süd u. Nord zu denselb. hinzu.

Giordano (Luca), geb. zu Neapel 1632, Maler; lernte bei seinem Vater, bei Joseph Ribera und in Rom bei Petro Veretini; zu Venedig studirte er die Werke des Paul Caliari, zum Vorbild nahm er jedoch ganz vorzüglich den Paul Veronese. Er verstand die Manieren der berühmtesten Meister so genau nachzuahmen, daß selbst Kenner dadurch getäuscht wurden, und arbeitete mit unglaublicher Geschwindigkeit, von welcher er in Darstellung des St. Xaver, wie dieser in Japan eine große Menge Volks getauft, für die Jesuitenkirche zu Neapel, einen Beweis gab, indem er das ganze Gemälde in 36 Stunden beendigte. Diese Schnelligkeit im Arbeiten hatte er durch das stete Antreiben seines Vaters, welcher ihm immer: »Luca, fa presto!« zurief, so wie auch diesen Beinamen, erhalten. Diese Geschwindigkeit

im Arbeiten, so wie die ungemeine große Anzahl seiner Werke verhinderte ihn jedoch auch öfters am gründlichen Studium und Ausführung derselben. Von Karl II. in Spanien erhielt er den ehrenvollen Auftrag, den Escurial mit seinen Arbeiten zu zieren, und sein ausgezeichnetstes Werk daselbst ist das Gewölbe der Kirche dieses Palastes. Er ward vom Könige zum Ritter ernannt und kehrte nach dessen Tode in sein Vaterland zurück. Sein Colorit ist von großer Zartheit, die Perspective verstand er gründlich und hatte eine außerordentlich fruchtbare Einbildungskraft; st. zu Neapel 1704. Seine vorzüglichsten Stücke sind die Frescogemälde im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Auch befinden sich in der Dresdner Galerie einige seiner schönsten Bilder. Die Zahl seiner Werke ist zu groß, als daß ihm zu einem sorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre; nur wenige sind daher tadellos.

Giorgino (ital. Dschordschino), eine genuesische Silbermünze, welche an Werth angefähr 6½ Groschen enthält.

Giorgione, s. Barbarelli.

Giornovichi (Dschornowiki), auch Jarnovich, von italienischen Eltern zu Paris geboren, einer der berühmtesten Virtuosen auf der Violine. Bei seinem unstäten Aufenthalte war er 1782 zu Berlin; ging dann nach Petersburg, Wien, London; hielt sich von 1798 bis 1802 zu Hamburg auf, ging dann wieder nach Petersburg, wo ihn 1804 eben beim Billardspiele der Schlag rührte. Sein Leichenbegängniß wurde (obgleich er nichts hinterlassen hatte) sehr feierlich begangen und durch den Gesang der eben anwesenden Mara verherrlichet. — Ein schöner, edler Vortrag zeichnete sein Spiel eben so sehr aus, als die außerordentlichen Schwierigkeiten, die er auf seinem Instrumente zu überwinden wußte, Bewunderung einflößten. Auch durch sehr viele Concerts, die er für sein Instrument componirte, ist er berühmt geworden.

Giotto, geb. 1276 (nach Vasari, 1265 nach Baldinucci) zu Vespignano im florent. Gebiet, Maler, Bildhauer und Baumeister; hütete als Knabe die Schafe u. zeichnete solche auf Steine ab, worüber er einst von Cimabue betroffen ward, welcher sogleich sein großes Kunsttalent erkannte, ihn nach Florenz mitnahm und dort in der Malerkunst unterwies. Er malte Vieles aus der biblischen Geschichte und war der Erste, welcher seine Figuren verkürzt und in Bewegung vorstellte. Clemens V. begleitete er nach Avignon, von wo er nach Florenz als Stadtbaumeister berufen ward. Er faßte in seinen Bildern die menschlichen Dinge wahrhaft und gemüthlich auf, zeichnete sich vor s. Zeitgenossen durch edlere Formen, gefällige Vertheilung der Figuren, Beobachtung der Proportionen und natürliche Behandlung der Gewänder aus. Seine Figuren haben mehr Leben und freie Bewegung als die s. Vorgängers Cimabue, so wie er überhaupt den steifen Styl verließ. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehört die berühmte Navicella (Schifflein) in Rom (die Darstellung des Apostels Petrus, der auf dem Wasser geht, in musivischer Arbeit), in Florenz einige Frescogemälde (die Krönung der heil. Maria in der Kirche Santa Croce und die von Michel Angelo und Mengs so bewunderte Grablegung der Jungfrau); ferner die Geschichte des heil. Franciscus in Sacro convento zu Assisi und mehrere Miniaturen. Dieser außerordentliche Mann trieb mit gleichem Glücke die Bildhauer- und Baukunst. Er st. 1336 und hinterließ eine Menge Schüler. Unter seine Gemälde pflegte er seinen Namen mit goldenen Buchstaben zu schreiben.

Gique fr., (Schike), ital. Giga, heißt ein kleines, zum Tanzen gemachtes Tonstück von munterer, lebhafter Bewegung, in $\frac{6}{8}$ Takt. Als Instrumental-Stücke waren sie ehedem sehr beliebt.

Gir heißt bei den Kalmucken eine Art beweglicher Wohnung

aus Flechtwerk gemacht, und mit Filz bedeckt, welche sie abbrechen und auf Kameele laden können.

Giraffe (sprich Dschiraffe), die, auch Kameelparder (camelopardalis *L.*), ein theils dem Kameel, theils dem Parder, auch dem Pferde ähnliches Thier, von gelber Farbe und mit vielen rothbraunen ungeregelten Flecken versehen, nach dem Elephanten das höchste, indem es wegen des auf 7 Fuß hohen Halses eine Höhe von 16 — 17 Fuß hat (die Vorderbeine sind ungleich höher, als die Hinterbeine), übrigens aber sehr sanftmüthig ist. Im Schlafe ruht ihr ganzer Körper auf den Knien, die denn auch daher ganz kahl sind; und will sie saufen, oder von der Erde fressen, so muß sie sich mit den Vorderbeinen niederlassen. Die im J. 1827 nach Paris gebrachte Giraffe machte viel Aufsehen, da es eine Seltenheit hier war. Ein Medicis in Florenz besaß schon eine im J. 1486; auch nach Constantinopel wurde eine im J. 1822 gebracht, die aber bald starb. Die vorhin erwähnte war in einer Entfernung von ungef. 8 — 10 Tagereisen von Sennar gefangen worden und wurde im 2. Jahre über Cairo nach Marseille und von da nach Paris gebracht.

Girande, fr., (sprich Schirangde), heißt ein Springbrunnen, wo durch mehrere Oeffnungen Wasserstrahlen mit großem Geräusche, wie Sturm und Donner emporsteigen. Dann heißt es auch bei den Feuerwerkern ein auf ein Mal in die Höhe steigender Feuerstrahl, wo viele 1000 Raketen auf ein Mal emporsteigen, und dann nach allen Seiten umhersprühen.

Girandole, ein stehender Armleuchter; auch die einzelnen Arme daran heißen Girandolen. Ferner heißt ein solches Feuerwerksstück, wie vorher die Girande beschrieben worden, Girandole. Bei den Minirern heißt es eine Menge verbundener Minenkammern, um die Waffenplätze des verdeckten Weges zu vertheidigen. Endlich

wird auch ein Diamanten-Schmuck, von Damen getragen, eine Girandole genannt.

Girardon (François), Bildhauer und Architekt, geb. 1628 zu Troyes in Champagne, hatte Laurent Mazière zum Lehrer. Nachdem er sich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen solchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer jährlichen Unterstützung nach Rom schickte, um die Meisterwerke alter und neuerer Zeit zu studiren. Nach seiner Rückkehr schmückte er die königl. Schlösser mit s. Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Lebrun's Tode erhielt er das Amt eines Oberaufsehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieser Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu seyn, nach Marseille. Beide Nebenbuhler waren einander würdig. Pujet gab seinen Figuren mehr Ausdruck, G. mehr Anmuth. Auch zeichnen sich s. Werke durch Reinheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichsten sind: das prächtige Grabmal des Cardinals Richelieu, sonst in der Kirche der Sorbonne, nachher in dem jetzt wieder aufgehobenen Museum des Petits-Augustins; die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche s. Meisterstück war, und am 12. Aug. 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Versailles die Entführung der Proserpina von Pluto und die herrlichen Gruppen, welche die Boskette der Apollobäder ꝛc. zieren. Da G. zu sehr beschäftigt war, um s. Marmor selbst bearbeiten zu können, überließ er diesen wesentlichen Theil der Bildhauerei Künstlern, die zwar geschickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meisters waren. Er starb zu Paris 1715. Seine Gattin, Katharina du Chemin, ist als Blumenmalerin bekannt.

Girgenti (Agrigent, Akragas), 1) Intendanz auf der Insel Sicilien; 76½ QM. groß, mit 292,500 E.; ist in die 3 Unterintendanzen: Girgenti, Bivona und Sciacca getheilt. Wein- und Oliven

bau. 2) Hauptstadt der Intendanz und des Distrikts, an den Flüssen Drago und Naro, auf der Südküste der Insel, im Val di Mazzara; Schloß, 2844 H. 14,900 Ew. Hafen, Getreidehandel. In der Nähe der Schlammvulkan Maccaluba und Schwefelgruben.

Giro (ital., Kreis, Kreislauf), 1) (Handlungsw.), im Wechselhandel die mehrmals geschehene Indossirung eines Wechsels von einem Inhaber an einen andern; derjenige, an den das Indosso auf dem Wechsel lautet, heißt der Girat, und der, welcher einen girirten Wechsel an einen Andern indossirt, der Girant. Es gibt zweierlei Arten G.s: ausgefüllter G. und G. in Blanco, in welchem letzteren Falle der Girat das Indossement oft selbst ausfüllt, welches aber nach den neuen Wechselordnungen nicht gestattet wird. 2) (Weinhandl.), ein sardinischer, sehr feuriger und in Italien sehr beliebter Wein.

Girobank ist eine Gattung von Depositobank. Bei ihr wird edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Diese Bankanstalten setzen keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, sondern es wird einem Jeden, der darin edles Metall niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leisten, so braucht er nur eine Anweisung zu geben, die zu zahlende Summe von s. Blatte ab=, und auf dem Blatte des Empfängers zuzuschreiben. Es versteht sich von selbst, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinsen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben so verfügen, als ob er die Summen selbst verwahrte; die Bank leistet demselben dadurch einen wichtigen Dienst, daß sie s. Münzmetall sicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, s. Zahlungen selbst zu machen. Eine Bank dieser Art kann aber nur den Handels=

leuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweisungen Summen überschrieben werden können, indem die schriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlassen würde. Die bedeutendsten Anstalten dieser Art befinden sich in Hamburg und Amsterdam. Vgl. Bank, Depositobank.

Girodet (Anne Louis), geb. zu Montargis um 1767, einer der berühmtesten Maler der neuern franzöſ. Schule, Schüler Davids; bildete sich in Italien und lieferte mehrere der ausgezeichnetsten Kunstwerke. Berühmt ist die große Sündflutsscene dieses Meisters; ein Hauch von Buonarotti's Riesengeist weht darin. Ein rührendes Bild ist ferner G.'s Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriand's. Er malte Napoleon, wie er die Schlüssel der Stadt Wien empfängt. Mit Feuer und Geist erfunden und durchgeführt war die Empörung zu Kairo. Seine Portraits sind voll Kraft und Wahrheit. So malte er 1824 in ganzer Figur die Heerführer der Vendée, Bonchamp und Cathelineau; jenen nach einem Miniaturbilde, diesen aus den Zügen s. ihm ähnlichen Sohnes. Sein letztes, sehr großes Gemälde stellt den heil. Ludwig in Aegypten dar. 1817 wurde G. Ritter des St.-Michaelordens. Er. st. zu Paris den 9. Dec. 1824. Rechtlichkeit, Bescheidenheit, Strenge gegen sich und Milde gegen Andere, tiefer Kunstsinn u. warmes Gefühl waren die Hauptzüge seines Charakters.

Gironde, 1) Name der Garonne, nach ihrer Vereinigung mit der Dordogne unterhalb Bordeaux, bis zu ihrer Mündung. 2) franz. Departement an diesem Flusse, zwischen den Departem. Charente, Dordogne, Lot und Garonne, Landes und dem Meere; 193½ QM. groß, mit 538,150 Ew. Der westliche Theil des Departements ist eine dürre Sandheide, der östliche Theil aber fruchtbar und gut angebaut. Darin die Flüsse: Garonne, Dordogne, Gironde, Eure, Ille und Dropt, der große Küstensee Arcachon und mehrere Binnenseen.

Bordeauxwein-, Obst-, Kastanien-, Feigen- und Mandelnbau. Das Departement ist in die 6 Distrikte: Blaye, Libourne, la Reolle, Bazas, Bordeaux und Lesparre getheilt. Die Hauptstadt ist Bordeaux. 3) Stadt im Departem. Gironde, Bez. Reolle; 1600 Ew.

Girondisten (Girondins), in der französ. Revolution die Partei der etwas Gemäßigtern, in der zweiten Nationalversammlung (1791—93), so genannt, weil deren Häupter, Guadet, Gensonné und Vergniaud, denen sich 20 Andere (unter ihnen Ducos) anschlossen, aus dem Girondedepartement waren. Feinde des Königthums, dasselbe zu stürzen und eine Republik zu errichten entschlossen, traten sie Anfangs den Jacobinern, die ähnlicher Gesinnung mit ihnen waren, und nicht den Feuillans, die die constitutionelle Monarchie wollten, bei. Nicht alle waren indessen so heftige Republikaner u. der König wählte sogar früher die Gemäßigtsten dieser Partei, so Roland, Dumouriez, Claviere zu Ministern. Der größere Theil der G. eiferte heftig gegen den König und seine Partei, diese setzten 1792 die Anklageacte gegen die Brüder des Königs durch, bewirkten im Juni dess. Jahres den Angriff auf die Tuilerien, näherten sich zwar, weil sie die Gräuel der Partei Dantons sahen, den Constitutionellen etwas, warfen sich aber, als sie von diesen verschmäht wurden, den Jacobinern wieder in die Arme; dennoch nahmen sie an den Gräueln derselben keinen Theil, konnten jedoch die Jacobiner und die pariser Stadtgemeinden an den Schreckenstagen am 10. August u. 2. Sept., wo die G. nur einzelne Geächtete in Schutz nahmen, nicht hindern. Als sie auf Bestrafung der Morde im September drangen, griffen die Anarchisten und Cordeliers unter den Jacobinern, besonders Robespierre, ihre Häupter, vornehmlich Guadet, an. Zwar schlug des Letztern siegende Beredsamkeit Robespierre nieder, allein dennoch waren die G., um den Verdacht zu vermeiden, daß sie Anhänger der Bourbons wären und durch die

von ihnen vorgeschlagene, von Condorcet verfaßte Constitution die Wiedererhebung dieser auf den Thron vorbereiten wollten, genöthigt, darauf anzutragen, daß Jeder, der die Bourbons wieder auf den Thron zu heben vorschlüge, des Todes schuldig sey. Gleichen Zweck hatten die Vorschläge der G., alle Emigranten mit dem Tode zu bestrafen und den Herzog von Orleans (Egalité) gefangen zu nehmen. Vergebens suchten sie den König zu retten, indem sie vorschlugen, an das Volk zu appelliren, sie mußten vielmehr für den Tod des Königs stimmen und suchten auch vergebens Aufschub des Urtheils zu erlangen. Im April 1793 begingen sie die Unvorsichtigkeit, Marat anzuklagen; er ward vom Revolutionstribunale losgesprochen, und der Berg hielt sich durch dieses Beispiel für berechtigt, auch seiner Seits die Girondistenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehen. Da aber die Ochlokraten und Anarchisten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette, Chabot u. A.) sahen, daß sie den G. nicht die Stimmenmehrheit in der Versammlung entreißen würden, so bedienten sie sich der pariser Sectionen, welche mit aufrührerischem Geschrei vor dem Convent erschienen, und die Verurtheilung der G. forderten; auch dies Mal, und selbst als die ganze pariser Stadtgemeinde die Forderung wiederholte, triumphirte der unerschrockene Republikaner Guadet. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorstädte St.-Antoine u. a. Am 31. Mai ertönte die Sturmglocke. Ein bewaffneter Haufe umgab den Convent, während Hassenfratz, von einer Schar sogenannter Bittenden begleitet, und, von ihrem Mordgeschrei unterstützt, die Achtserklärung der 22 G. verlangte. In diesem entscheidenden Augenblicke erhob sich Guadet abermals auf der Rednerbühne, und seine Partei schien auch dies Mal noch zu siegen; allein der Aufstand dauerte fort am 1. und 2. Juni, die Anarchisten, von einem unsinnigen Pöbel unterstützt, gewannen die Oberhand, und 34 von der Girondepartei wurden geächtet, und zur Er-

scheinung vor dem Revolutionstribunale verurtheilt. Die Meisten der Angeklagten suchten sich durch die Flucht in die westlichen Departements zu retten, welche sie zum Aufstande gegen den Convent zu bringen hofften. Dieser, unter dem Schutze des Schreckens, der an der Tagesordnung war, schritt aber unaufhaltsam in seinen Maßregeln fort. Die Zahl der Geächteten ward auf 53 erweitert; 66 Andere, die gegen die Beschlüsse vom 1. und 2. Juni protestirt hatten, wurden aus dem Convente gestoßen und auch in Verbracht gebracht. Es folgten nun schnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerst Gorsas unter dem Beile der Guillotine (7. Oct. 1793); dann am 31. Brissot, Gensonné, Vergniaud, Sillery und 17 Andere. Wenige retteten sich (unter diesen Louvet, der s. Begebenheiten während s. Aechtung auf eine höchst anziehende Weise unter dem einfachen Titel: »Quelques notices pour l'histoire« [deutsch von Archenholz und von C. F. Cramer], dem Publicum mittheilte). Roland, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben sich selbst den Tod. Guadet wurde in Bordeaux d. 17. Jul. 1794 (35 J. alt) guillotinirt, und bald nachher s. Vater, s. Tante und s. Bruder, weil sie die Verwandten des Geächteten waren.

Girouette (fr.), 1) Wetterfahne, Windfahne; 2) veränderlicher Mensch, vorzüglich in der Politik; 3) ein Mensch, welcher der Macht des Augenblicks huldigt.

Girtanner (Christoph), geb. zu St. Gallen 1760; wurde 1793 Doctor der Medicin zu Göttingen und fixirte sich, nachdem er Deutschland, die Schweiz, England und Frankreich durchreis't hatte, 1790 daselbst, erlangte 1793 den Titel eines herzogl. coburg. geh. Hofraths, st. 1800; bekannt durch mehrere verschiedenartige Schriften.

Gis (Musik), die 9. Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter, das durch ein Kreuz um einen halben Ton erhöhte g; gibt zu e

die große Terz, zu cis die reine Quint ꝛc. — **Gis dur**, harte Tonart, wo gis zum Grundtone genommen wird. Wegen der vielen Vorzeichnungen (7 ♯) bedient man sich lieber statt Gis dur, As dur. — Gis moll, weiche Tonart, welche gis zum Grundton hat; hat 4 Kreuze, welche f, c, d und a um einen halben Ton zu fis, cis, dis und ais erhöhen, vorgezeichnet. Um den unterhalben Ton zu erhalten, muß das f durch ein einfaches Kreuz doppelt erhöht werden, bekommt den Namen fisfis und wird auf der gSaite intonirt.

Giselbert (Giselbrecht), Herzog zu Lothringen, Sohn von Bagener und der Aldrada; wurde nach seines Vaters Tode 916 von Karl dem Einfältigen von Frankreich im Herzogthume Lothringen bestätigt, von welcher Lehnsabhängigkeit er sich jedoch, nach mannigfaltigen Versuchen und unterstützt von Heinrich dem Vogelsteller, der ihm seine Tochter Gerberge zur Ehe gab, 925 befreite und ihm Lothringen unter dem Titel eines Herzogthums überließ. Nach König Heinrichs I. Tode empörte er sich 939 gegen Otto I. und unterwarf sich dem Könige von Frankreich, Ludwig IV. überm Meere. In demselben Jahre ertrank er, als er über den Rhein setzte, worauf Otto I. das Herzogthum Lothringen einem gewissen Otto ertheilte. Die hinterlassene Wittwe, Gerberge, vermählte sich mit Ludwig IV.

Gissübel (Rechtsw.), an einigen Orten eine Strafe des Feld- und Gartendiebstahls ꝛc., wo der Verbrecher in eine, um einen Teich oder Fluß gemachte Befriedigung gestellt und durch Hinwegziehen des Bodens ins Wasser getaucht wird. Sie zieht in der Regel nicht Ehrlosigkeit nach sich, außer wenn sie vom Scharfrichter vollzogen wird.

Giulio Romano (eigentlich Giulio Pippi, auch Julius Romanus), der vorzüglichste von Rafael's Schülern und Gehülfen. Er war 1499 zu Rom geb. Da er, so lange Rafael lebte, stets bei und unter diesem arbeitete, so mäßigte dieser seinen Hang zum Schrecklichen

und Gewaltsamen, so lange er lebte, folgte demselben aber nachher desto freier und legte dadurch den ersten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Konstantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wohl geglaubt hat, um dem Zorne des Papstes über die von ihm entworfenen und von Raimondi gestochenen, unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn diese erschienen später, sondern auf die Einladungen des Grafen Castiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung seines Geistes, sowohl in der Architektur als Malerei. Der Palast del Te wurde ganz von ihm oder unter seiner Aufsicht von seinen Schülern verziert. Durch die Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundsätze Rafael's in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode, 1546, ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er starb ebenfalls schon in dems. Jahre. So lange er s. Lehrer nachahmte, zeigte er sich besonnen, lieblich und gefällig in seinen Werken; als er aber nachher dem ganzen Ungestüme s. Einbildungskraft sich überließ, setzte er durch die Kühnheit s. Styls, durch die Großartigkeit s. Zeichnung, durch das Feuer s. Composition, durch die Hoheit s. poetischen Ideen, durch die Kraft s. Ausdrucks in Erstaunen. Man bewundert diese Eigenschaften vereint in dem Sturze der Giganten (im Palast del Te) und in den Schlachten Konstantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachlässigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verstanden, daß in s. Köpfen zu viel Einförmigkeit herrsche, daß sein Colorit zu sehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meister mehr Geist und Kenntnisse in seine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Rafael dal Colle, Primaticcio und Giovanni Battista Mantovano.

Giunti, s. Junta.

Giurgewo (Giurghow, Giurgino, Jerköki, Dschurdschowa), befestigte Handelsstadt in der Wallachei, auf der linken Seite der Donau, gehört zur türkischen Sandschaft Nikopoli; 18,000 Ew. Kastell auf einer Donauinsel.

Giustiniani, eine berühmte Familie, die Besitzungen im Venetianischen, Genuesischen, Neapel und Corsica und die Insel Chios hatte. Letztere behaupteten sie von 1363 bis 1566. Merkwürdig sind: 1) (Marco Antonio), Doge von Venedig; folgte 1634 auf Ludwig Contarini, verband sich mit Kaiser Leopold I. und Johann Sobiesky von Polen gegen die Türken und entriß ihnen Morea. Er st. 1638 und Franz Morosini war sein Nachfolger. 2) (Pompejo), geb. in Corsica 1569; ergriff sehr jung die Waffen und erhielt bald eln Regiment als Obrist im spanischen Dienste, worauf ihn der König zum Kriegsrathe und Generaladjutanten in den Niederlanden ernannte. Da er bei der Belagerung von Ostende einen Arm verlor, ließ er sich einen aus Eisen verfertigen und erhielt deshalb den Namen Eisenarm. Nach hergestelltem Frieden war er eine Zeit lang Statthalter von Friesland und ging von da in gleicher Eigenschaft in venetianische Dienste nach Candia. Er befehligte darauf in Friaul mit Glück gegen die Oesterreicher, wurde aber bei einer Recognoscirung erschossen. Der Senat von Venedig setzte ihm eine Statue zu Pferde. Er schrieb in italienischer Sprache ein Werk in 6 Büchern über den flandrischen Krieg, welches Jos. Gamburini ins Lateinische übersetzte unter dem Titel: »Bellum belgicum,« Antwerpen 1609, 4.

Giustinianische Gemäldesammlung, ist von einem Marchese Giustiniani zu Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrh. zu Rom angelegt. Viele angesehene Künstler damaliger Zeit lieferten für dieselbe Gemälde. Sie kam 1807 durch die fürstliche Familie Giustiniani nach Paris, wo sie zum Theil vereinzelt, zum Theil an

Bonnemaison im Ganzen verkauft ward. 1815 kaufte sie der König von Preußen, und sie ist bestimmt, einen Bestandtheil des nun im Bau ziemlich vollendeten Museums zu Berlin zu bilden. Sie enthält 170 werthvolle Gemälde. 1807, wo die Sammlung nach Paris kam, war sie noch vollständiger, aber manches herrliche Gemälde derselben wurde einzeln verkauft, ehe sie der Prinz an Bonnemaison im Ganzen verkaufte. Aus der frühesten Periode bemerken wir ein Gemälde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorstellend, als eine nur mit zartem Flor bekleidete Gestalt, mit einem spiegelblanken Schilde und einem Palmzweige in den Händen. Ferner sind aus dieser kindlich-frommen Kunstepoche bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna, der beweinte Christus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Christuskopf, (der fälschlich für einen Leonardo da Vinci angegeben wird, da er wohl aus Perugino's Schule ist) und zwei Madonnen des Innocentius von Imola. Von den vier Hauptschulen sind bemerkenswerth. Aus der florentinischen: der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti; eine heil. Familie von Fra Bartolomeo della Porta; mehrere köstliche Gemälde von Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. Aus der römisch-rafaelischen Schule ist ein herrliches Gemälde von Rafael's späterer Zeit hier: Johannes der Evangelist; eine Vermählung der heil. Katharina von Giulio Romano; die herrliche Copie des Portraits Julius II. nach Rafael, von demselben. Aus der lombardischen Schule bemerken wir einen Christuskopf von Correggio, zwei kleine Gemälde seines Schülers Rondani, eine Magdalene und eine Ruhe der heil. Familie; ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heil. Familien von Camillo Procaccini, ein Besuch der heil. Elisabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Dosso Dossi. Aus der venetianischen Schule

nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione; die Ehebrecherin vor Christo, von Sebastiano del Piombo (oder von Pordenone); zugleich findet man in diesem Gemälde die Portraits der vorzüglichsten venetianischen Künstler; der israelitische Richter ist Sebastiano del Piombo, der Kopf mit dem schwarzen Barte Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopfe der Frau ist Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paul Veronese (für Albano ausgegeben), mehrere schöne Bildnisse von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veronese. Die seltensten Schätze dieser Galerie treffen wir unter den Werken der Eklektiker und der Naturalisten. Von dem kühnen, kräftigen Agostino Carracci ist ein Christus mit dem Zinsgroschen hier, und ein todter Christus zwischen zwei Engeln. Von Annibal Carracci eine Skizze, Jesus am Kreuze; eine große Landschaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang. So auch von Dominichino eine schöne waldige Gebirgsgegend. Besonders merkwürdig ist noch aus dieser Schule ein Gemälde des Guido Reni, eins s. größten Meisterwerke; es stellt die Zusammenkunft der beiden Eremiten, des heil. Paulus und des heil. Antonius in der thebaischen Wüste vor. Von Albani finden wir merkwürdige Gemälde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher noch deren größern Styl mit seinem natürlichen Zartgefühle und lieblichen Pinsel verband, auch noch in Lebensgröße malte. So ist hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemälde, alles halbe Figuren, Christus, Maria, Johannes der Täufer, und die Apostel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas Thaddeus. In derselben Größe und Art malte Dominichino, gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Von Annibal Carracci selbst sind die Apostel Philippus, Matthäus, Jacobus der Kleinere und

Paulus. Doch keine Galerie besitzt schönere Werke von dem ersten Meister unter den Naturalisten, von Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerst bewundert man sein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heil. Thomas. Außerdem gehört noch ein weibliches Brustbild von diesem Meister hierher, so wie einige Gemälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängnisse. An Meistern anderer Schulen ist die Sammlung nicht reich.

Glace (fr.), (sprich Glahß), Gefrornes, künstlich von den Conditoren aus Früchten und flüssigen Sachen zubereitetes eßbares Eis; auch ein Zuckerguß über Backwerk. — **Glacier**, ein solcher der Gefrornes macht; und in Paris sind **Glaciers** eine Art Caffeehäuser, wo man Eis (kühlende Getränke) bekommen kann. **Glacière**, eine Eisgrube. — **Glaciren** (glasiren), gefrieren machen, zu einem dicken Safte einkochen lassen; überzuckern, mit einem eisartigen Gusse überziehen; dann auch mit Spiegelglanz überziehen, glänzend machen; z. B. glasirte Handschuhe ꝛc.

Glacé d'argent, (fr.), ein weißer silberreicher Stoff mit matten Blumen und Mustern.

Glacerie, die Kunst, Spiegelglas zu machen.

Glacis (Feldabdachung), jede Brustwehr, welche keine äußere Böschung hat, und sich also allmählig in den Boden verliert. Die Anlage des Glacis wird 6 bis 12, ja bei Festungen 15 Ruthen groß gemacht, damit die Schüsse des Feindes nicht zu weit einbohren, und die hinter dem Glacis stehenden Leute jeden Punkt auf demselben beschießen können.

Gladiatoren, Fechter, welche zu Rom in den Kampfspielen (Gladiatorspielen, gladiatorii ludi, g.-a munera), anfangs bloß bei Leichenbegängnissen, dann zur Volksbelustigung, bei verschiedenen

Religionsfeierlichkeiten, besonders an den Saturnalien und den Minervenfesten (später selbst bei Gastmählern), auf Kosten des Staats od. einzelner Magistrats- oder Privatpersonen, auf Leben u. Tod kämpften; Anfangs Gefangene, Sclaven oder verurtheilte Verbrecher, dann auch Freigeborne, später selbst Vornehme (ja Kaiser [vgl. Commodus] und Frauen), die es aus Neigung oder um Lohn thaten. Die eigentlichen G. wurden von besondern Lehrern (lanistae), in besondern, vom Staate oder von reichen Privaten unterhaltenen Schulen (gladiatorii ludi), bei genau beobachteter Diät unterwiesen. Zur Einübung dienten ihnen die batualia. Die vollendeten Lehrlinge schwuren dem Lanista Gehorsam und Tapferkeit (die sie gewöhnlich bis zur bewunderungswürdigsten Standhaftigkeit im Tode bewährten). Wollte Jemand ein Gladiatorenspiel geben (editor, auch munerator, munerarius, dominus), so miethete er die G. paarweise (wie sie im Gefechte zusammenpaßten) dem Lanista ab, kündigte die Spiele öffentlich an, wobei die Anzahl der G. und die Namen der ausgezeichnetsten G. genannt wurden, und am Tage des Gefechts wurden die G. auf dem Kampfplatze (ein dazu erbautes Amphitheater, ein Theater, ein Circus, ein Forum) in Procession aufgeführt und ihre Waffen untersucht. Zuerst hielten sie eine Art Vorspiel zum Kampfe (praelusio, Spielgefecht), dann begann der ernstliche Kampf (wobei häufig Wetten eingegangen wurden), mit Drängen, Stich u. Hieb. Der sich als überwunden bekennende Verwundete senkte die Waffen, worauf die Zuschauer (unter ihnen spät erst Frauen) den Daumen niederdrückten, d. h. ihn erhalten wissen, oder denselben in die Höhe streckten, d. h. seinen Tod wollten (n. A. umgekehrt). Reckte der G. seine Hand in die Höhe, so appellirte er dadurch an das Mitleid des Volks. Besonders hielten die G. auf Würde der Haltung auch im Fallen (vgl. der sterbende Fechter, Kunstgesch.). Der todte G.

wurde mit Haken von dem Schauplatze durch die **Libitina porta** (Todespforte) in die Todtenkammer geschleppt. Den Sieger lohnte ein Palmzweig, oft mit **lemnisci** verziert; häufig auch Geld. Oft siegreiche oder alte G. wurden von ihrer Verbindlichkeit befreit und bekamen einen Stab (**rudis**), als Zeichen dessen. Nach ihren verschiedenen Waffen und der verschiedenen Art zu fechten, hatten die G. verschiedene Namen, wie **secutores, retiarii, mirmillones, thraces, samnites, dimachaeri** (die mit 2 Schwertern fochten), **laquearii, essedarii, andabatae, supposititii, postulatitii, caesariani, catervarii, meridiani, provocatores, bestiarii, bustuarii.** Diese bei den Römern so beliebten, grausamen (doch erst unter den tyrannischen Kaisern zum ausschweifendsten Mordvergnügen ausartenden) G.-spiele stammen wohl von den Etruskern, die die Gefangenen auf den Gräbern ihrer Erschlagenen, zur Versöhnung der Manen derselben, tödteten. Die Vorliebe für dergl. Fechterspiele beschränkte sich nicht bloß auf den Pöbel; auch denkende Männer nahmen sie in Schutz, theils als Uebungsschule in der Standhaftigkeit u. Geduld, theils als Mittel zur Unterhaltung des kriegerischen Geistes. Dagegen lehrt jedoch sowohl die Natur der Sache selbst, als die Geschichte der späteren Zeiten, daß dieselben Spiele zugleich einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Gefühl der Menschlichkeit haben mußten. Auch wurde ihre übertriebene Feier öfters eingeschränkt, endlich ihre Aufhebung von Constantin d. Gr. verordnet; ganz aufgehoben aber wurden sie erst unter Honorius.

Gladsheim (heitere Welt, nord. Myth.), der Ort und das herrlichste Gebäude, aus- und inwendig wie das reinste Gold, welches die Götter, als ihr erstes Geschäft, bauten, und wo sie 12 Sitze für sich und einen Ehrensitz für Allvater machten, im Gegensatze zu Vin-

golf, dem Aufenthaltsorte für Göttinnen, den sie nachher bauten. In G. ist auch Val-hall.

Glänzendes Gebirge, nördlicher Theil der Rocky-Mountains in Nordamerika, hat den Namen von den vielen Gletschern erhalten.

Glärnisch, 8925 Fuß hohe helvetische Alpenspitze im Canton Glarus.

Glarus (Glaris), 1) Canton in Helvetien, zwischen Appenzell, Bünden, Uri, Schwyz, dem Wallenstädtersee und St. Gallen; 13¼ QM. groß, mit 28,950 E.; ist auf drei Seiten von hohen Bergen, den rhätischen Alpen und dem 11,000 Fuß hohen Döbi, umgeben, deshalb wenig Ackerbau, aber große Viehzucht und Obstbau; Leinen-, Wollen-, Baumwollen- und Seidenzeugweben, Färbereien, Druckereien, Verfertigung der Schiefertafeln, Handel mit Fabrikwaaren, Leder, Häuten, Mühlsteinen, Seidelbast ꝛc. Der größte Fluß ist die Linth, und an der NO. Grenze der Wallenstädtersee. Die am zweiten Sonntage im Monat Mai versammelte allgemeine Landesgemeinde, hat die höchste gesetzgebende Gewalt; der gemeine Rath, aus dem Landammann, Landesstatthalter, 10 Officieren u. 60 Rathsherren zusammengesetzt, die Vollziehung. Zum helvetischen Bunde werden 482 Mann gestellt und 3615 Franken gezahlt. Der Canton ist in 15 Gemeinden oder Tagwen getheilt. 2) Hauptort darin, an der Linth, in der Nähe des 8925 Fuß hohen Glärnisch; 418 H. 4150 Ew. Handel, Bleichen, Tuch- und Kattunmanufakturen.

Glas, das gewöhnliche, zu technischem Gebrauche bereitete G. ist eine Verbindung von Kieselerde mit Kali oder auch mit Natrum. Mit Kali bereitet, wie in den meisten Ländern geschieht, ist es in seiner völligen Reinheit vollkommen durchsichtig, elastisch, klingend, läßt sich in der Hitze in höchst feine Fäden ziehen, darf aber keinen Ueber-

schuß von Kali enthalten, wodurch es nach und nach trübe wird und verwittert; ja durch einen größern Ueberschuß von Kali wird die Kieselerde selbst in Wasser löslich. Gehörig bereitet wird es nur von der Flußsäure und ätzendem Kali, in hoher Temperatur von Schwefel- und Phosphorsäure angegriffen. Seine Reinheit kann noch durch Zusätze erhöht werden. Gegenwärtig ist besonders in England die Glasmacherkunst auf einen hohen Grad der Vollendung gekommen. Die engl. Glashütten sind gemeiniglich große Kegel von 60—100 Fuß Höhe und 50—80 F. im Durchmesser. Der Ofen ist in der Mitte über einem großen Gewölbe aufgeführt, welches durch eine Oeffnung mit ihm in Verbindung steht. Die Oeffnung ist mit einem eisernen Roste bedeckt, auf welchem das Feuer angemacht, und durch den Luftzug aus dem Gewölbe unterhalten wird. Die Hauptsache kommt in einer Glashütte auf die Schmelztiegel an. Man nimmt dazu eine eigene Art von Thon aus Staurbridge, den man fein mahlen, durchsieben, dann anfeuchten, und zu einem dicken Teige verarbeiten läßt. Auch nimmt man bisweilen alte Schmelztiegel, die man zu einem Pulver zermalmen, und mit rohem Thone wieder vermischen läßt. Auch eigne Töpfe zu Flaschen und zum Flintglase macht man von 40 Zoll Durchmesser und Tiefe. Sie haben eine Dicke von 2—4 Zoll, und werden zum Flintglase bedeckt. Ehe sie in den Ofen gebracht werden, müssen sie mehrere Tage lang in der Weißglühhitze stehen. Zu Flaschen nimmt man die gröbsten Stoffe: Flußsand, unreines Natrum und Kali, als Abgang der Seife und Asche. Das berühmte engl. Kronglas fordert zu s. Bereitung einen Reverberirofen, worin die Stoffe verkalkt werden, einen andern, worin sie verglas't werden, und einen dritten, worin das Glas so erhitzt wird, daß es biegsam und fähig wird, verschiedene Gestalten anzunehmen. Zum Kronglas nimmt man zwei Theile Kelp- oder Tangasche und einen Theil feinen

weißen Sand. Das Flintglas machte man sonst aus verkalkten, kleingemahlenen Flintensteinen, denen man noch Perlasche, oder ein besonderes Alkali mit etwas Arsenik beimischte. Gegenwärtig nimmt man ganz feinen weißen Sand, dessen einzelne Körner möglichst durchsichtig seyn müssen. Wichtig sind die physischen Eigenschaften des Glases. Eine derselben ist, daß es auch in bedeutender Hitze seine Durchsichtigkeit behält und sehr wenig ausgedehnt wird; daher paßt es besonders zu Uhrpendeln. Auch seine große Biegsamkeit in bedeutender Hitze ist merkwürdig. Es läßt sich dann leicht in alle Formen bringen und zu feinen Fäden spinnen. Geschnitten wird es mit Diamanten, auch mit einem heißen Eisen, doch ist die letztere Manier etwas unsicher. — Die Erfindung des Glases wird den Phönikiern zugeschrieben. Im Buche Hiob wird des Glases (28. Cap., 17. V.) unter dem Namen Sechochit (Luther übersetzt es Demant) als einer sehr werthvollen Masse gedacht. Zuerst wurden die Sidonier im Glasmachen berühmt; die Aegypter vervollkommneten es, indem sie das G. durch Blasen bildeten und ihm auf einem Drehstuhle Formen gaben und es auch schnitten. Cicero gedenkt zuerst des Glases als einer aus Aegypten kommenden Waare; erst unter Tiberius lernten die Römer selbst G. zubereiten. Merkwürdig ist die religiöse Bedeutung des Glases bei den Druiden, die runder oder linsenförmiger Glaskugeln beim Gottesdienste sich bedienten, die Einige für Zauberzierden, Andere richtiger für Abzeichen der verschiedenen Lehrstufen im Druidenorden halten, und die, nach den verschiedenen Graden, von verschiedenen, einfachen und bunten Farben waren. Die blauen gehörten den vorsitzenden Barden, die weißen den Druiden, die grünen den Ovaten, die dreifarbigen den Schülern. Die ersten Glasfenster kommen im 3. Jahrh. vor; doch lassen in Herculanum gefundene platte Stücken G. einen früheren Gebrauch von Glasfenstern ver-

muthen. Im 6. Jahrhundert waren sie und zwar die bunten Glasfenster in Frankreich in Kirchen allgemein; um das J. 1180 fing man in England an, die Wohnungen der Vornehmen mit Glasfenstern zu versehen. In Frankreich wurden Fenster aus ungefärbtem G. erst im 14. Jahrh. gebräuchlich. Die ältesten bekannten Glashütten sind die zu Ende des 13. Jahrh. zu Venedig bestehenden, von da nach Murano verlegten. In England wurde die erste Glashütte 1557 angelegt; Tafelglas zu Spiegeln und Kutschenfenstern wurde 1673 in England bereitet, aber erst 1683 machte man den Venetianern das feine G. nach. Unter den übrigen Ländern hat schon seit mehreren Jahrhunderten Böhmen sich durch seine Glaswaaren ausgezeichnet. — Fast in allen Ländern Europa's wird G. gemacht, doch nur in wenigen zum eigenen Bedarf hinreichend; so führen Portugal, Spanien und Italien sehr vieles G. aus England, Frankreich, Deutschland, Dänemark und Böhmen ein. Die Waare wird ihrer Güte und dem äußern Ansehn nach in 4 Hauptgattungen getheilt: a) in gemeines grünes und schwarzes G.; b) in sogenanntes Kreide- oder weißes G.; c) in Krystallglas, und d) in Spiegelglas. Man verfertigt in den Glasfabriken Tafelgläser, Trinkgeschirre, Hänge- und Wandleuchter, Tischaufsätze, optische und physikalische Instrumente, Werkzeuge für die Scheidekünstler und eine Menge anderer Dinge.

Glasfenster, s. Glas und Fenster.

Glasflüsse (amausa, Technol.), Gläser, die durch Zusatz von Metallkalken die Farben und durch künstliches Schleifen die äußere Gestalt der Edelsteine bekommen, daher Sapphir-, Granat-, Topasfluß ꝛc. Man gebraucht dazu Glas oder Glasfritte und Metalloxyde, Alles aufs feinste gepülvert, wohl auch geschlämmt, und schmelzt diese Masse in einem eisenfreien Tiegel in Weißglühhitze. Das Gold gibt Purpurfarbe, Blei Hyacinthfarbe, Silber eine goldgelbe, Kupfer eine

meergrüne, calcinirtes Eisen oder Schmalte eine blaue, Eisen eine braune und hochgelbe, Braunstein eine schwarze Farbe, Kupfer und Eisen zugleich färbt grasgrün, Gold und Silber zugleich smaragdfarbig, Gold, Silber und Eisen zugleich amethystfarbig. Die meisten Schwierigkeiten machte das Rubinroth, welches jedoch auch Kunkel u. Krüger in Potsdam vorzüglich durch den Cassiusschen Goldpurpur zu Stande brachten. Zu bunten Fensterscheiben, Glaskorallen, Knöpfen ꝛc. nimmt man eine weiche Glasmasse, welcher während des Schmelzens die Farbe beigemischt wird. Zu Verfertigung künstlicher Edelsteine nimmt man reines hartes Krystallglas (Straß), welches gepulvert wird (Glasfritte). Die G. werden in Venedig, Holland, Böhmen gemacht, kommen als runde Kuchen in Handel, werden zu allerhand Putz verarbeitet, unterscheiden sich aber von den wirklichen (ächten) Steinen durch geringere Härte (werden von der Feile angegriffen), durch Regenbogenfarben in der Sonne, durch früheres Erwärmen in der Hand, durch flächere Facettirung und später durch Blindwerden der geschliffenen Flächen. Beim Verarbeiten splittern sie nicht so wie das Glas. Man benennt die kleinern Komesirsteine, Hütel, Herzel ꝛc. Die Kunst, das Glas zu färben, war schon den Chinesen, Aegyptern und Römern bekannt, wurde vorzüglich im Mittelalter geübt, ging dann verloren und wurde in den letzten 2 Jahrhunderten nach und nach wieder hergestellt. Die Kunst, gefärbtes Glas zu bereiten, ist die Grundlage der Glas- und Emaillemalerei. Vgl. J. Kunkels vollst. Glasmacherkunst, Nürnb. 1785.

Glasgalle (sal vitri), in Blaufarbenwerken, ein salziger Schaum, welcher sich in den Glasschmelztöpfen von der Glasmasse absondert — Glasschaum, Glasschmalz. Sie wird zum Silberlöthen, auch von den Töpfern zur Glasur gebraucht.

Glasgow, Stadt in Südschottland, in Lanarkshire, an der

Clyde und am Glasgower Kanal, der die Clyde mit dem Meerbusen Forth verbindet; Schloß, 31,644 H. 160,000 E. Universität, mit dem Hunterschen Museum, Bibliothek, anatomisches Theater, Maler- und Kupferstecher-Akademie, Manufakturen in baumwollenen und seidenen Zeugen, Teppichen und Leinwand, Kattundrucken, Spinnmaschinen, Glas-, Eisenwaaren- und Zuckerfabriken, Seifensiedereien, Brauereien; alter Hafen bei Newport Glasgow und Greenock, neu angelegter Hafen an der Mündung des Glasgower Kanals bei Port Dundas, Seehandel, vorzüglich nach Amerika und Westindien, Schifffahrt, Fischfang. Man findet in G. eine marmorne Bildsäule von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Corunna in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch Nelsons Andenken ehrten die Einw. von G. durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. Die Stadt hat eine, dem Handel äußerst günstige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben steht es durch den Clyde mit dem atlantischen Meere, und mit der Nordsee durch den Clydecanal und den Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18. Jahrh. war G. der vorzüglichste Stapelplatz für den amerikanischen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. Gegenwärtig befinden sich in der Stadt und in ihren nächsten Umgebungen allein 52 Baumwollenmühlen, die zusammen ein Kapital von einer Mill. Pf. St. gekostet haben. Hierzu kommen große Spinnereien und 18 Manufakturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberstühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaschinen, die durch Dämpfe in Bewegung gesetzt werden. Noch hat G. 9 Eisengießereien, eine Menge anderer Manufakturen und einen bedeutenden Zwischenhandel.

Glasmalerei ist 1) die Kunst, ganze Gemälde so, daß sich die Farben weder abschaben noch abwaschen lassen, auf Glas zu ma-

len. Diese Malerei zeichnet sich meist durch brennende Farben aus; ihre Werke bestehen aber größtentheils aus einzelnen Stücken Glas, jedes von einer anderen Farbe. Die Schatten sind auf jedem eingebrannt. Diese Glasstücke sind durch gewöhnliches Fensterblei zu einem Ganzen verbunden und gewähren so einen brillanten Effect. Wahrscheinlich fertigte man das bunte Glas durch Metalloxyde (vgl. Glasflüsse), schnitt es dann in die Formen, die man brauchte, und brachte die Schattirungen darauf an, worauf diese durch nochmaliges Glühen desselben eingebrannt wurden. Diese, wie Morisoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweisen sucht, u. wie ein aufgefundenes Bruchstück der Art, welches in Buonarotti's »**Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc.**« beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweist, schon den Alten bekannt gewesene Kunst wurde ehedem angewandt, um die Glasscheiben an Kirchen oder andern öffentlichen Gebäuden mit Malereien zu verzieren, welches in Vereinigung mit dem ganzen Style der gothischen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über sie verbreitete. Speth unterscheidet die eigentliche Glasmalerei oder Glasschmelzmalerei von zwei andern geringern Arten, der einen auf oder besser hinter Glas, welche mehr oder weniger durchsichtig ist, und der andern, die zwar durchsichtig ist, aber nur colorirter Firnisse, z. B. des Lacks, Grünspans ꝛc. sich bedient, welche gegen Feuchtigkeit und Hitze nicht aushalten. Die eigentliche G. verdankt ihren Ursprung zunächst den alten Vorbildern der Musivarbeit im 3. Jahrh. Die weitere Verbreitung der Kenntniß sowohl, als des Gebrauchs von gefärbtem Glase, ist von Frankreich nach England gegangen, von da im 8. Jahrh. durch die Missionaire nach Deutschland u. Flandern und im 9. Jahrh. nach dem Norden gebracht worden. Obgleich die Italiener sich des gefärbten Glases zur Mosaik bedienten, so schienen sie es doch nicht

vor dem 8. Jahrh. zu Kirchenfenstern verwendet zu haben. In Baiern finden sich davon gegen Ende des 10. Jahrh. unbezweifelte Spuren. In Tegernsee bei München gab es eine Glashütte. Die Gewohnheit, Kirchenfenster aus gefärbtem Glase zu verfertigen, dauerte nur bis zum 11. Jahrh., wo man anfing, nach bessern Vorbildern der Musivgemälde die Malerei auf Glas zu treiben. Diese Kunst erhielt große Vortheile zu Ende des 14. Jahrh. durch die wichtige Erfindung der Schmelzmalerei, oder der zu Glas werdenden Metallfarben. Die höchste Blüthe der G. fällt indessen in das 15. und 16. Jahrh. und ist in Farbenschönheit und mannigfacher Composition nie wieder übertroffen worden, obschon Zeichnung und Haltung meist nur roh waren. Veit Hirschvogel (st. zu Nürnb. 1525), David Joris (st. zu Basel 1556) waren berühmte Glasmaler, Albrecht Dürer und Lukas von Leyden aber erhoben die G. auf die höchste Stufe der Vollkommenheit. Die Gebrüder Walther und Theodor Crabeth, die noch 1560 zu Basel lebten, erfanden die G. mit Purpurfarben. In der Johanniskirche zu Ter Gouw in Süd-Holland befinden sich ihre vorzüglichsten Arbeiten; auch werden die in der Bibliothek zu Basel, mit der Jahreszahl 1522 bezeichneten G.en ihnen zugeschrieben. Joh. Konrad Gaiger (geb. zu Zürich 1597, st. 1674) erfand die G. mit Oelfarben und Cornelius van Dalen die Kunst, alle Farben so schön auf Krystall einzubrennen, daß sie den Oelfarben vollkommen glichen. In dieser Periode zeichneten sich noch aus: Dietrich Mayer und Christoph und Jesaias Maurer von Zürich (st. 1580). Nach Italien soll die G. zuerst durch M. Claude, genannt Francese, gebracht worden seyn. Die Geschichte der G. in Frankreich hat Alexander Lenoir zu St. Denis sehr interessant bearbeitet; nach ihm wurde sie in Frankreich zuerst unter Karl dem Kahlen bekannt, und die Art, wodurch die Farben zwar haltbar gegen Sturm und Wetter, aber nicht

gegen Abreiben und Einfluß ätzender Materien, nur auf Glas aufgetragen und nicht eingebrannt wurden, entstand im 16. Jahrh. Der ausgezeichnetste Glasmaler dieser Zeit war, nächst Desangires, Jean Cousin (st. 1590), von dem noch einige Stücke im Chor von St. Gervasius zu Paris vorhanden sind. Das vorzüglichste Werk des Mittelalters ist eine Anbetung der heil. drei Könige im Dome zu Köln vom Meister Wilhelm. Seit beinahe 300 Jahren schlummerte diese Kunst und schien verloren, denn mancher Versuch, wie z. B. der des Malers Manewatsch zu Basel 1735, war ohne Erfolg. Der im J. 1815 zu Dresden verstorbene Glasmaler Mahn, brachte die G. mit Benutzung chemischer Vortheile wieder zu einiger Vollkommenheit und malte vorzüglich Landschaften auf Trinkgeschirre. Die vollkommensten Leistungen neuerer Zeit brachte 1819 der Maler Reiner Birrebaum in Köln hervor, und das vom Kronprinzen von Preußen wieder hergestellte Schloß Marienburg in Preußen ist mit sehr schönen Arbeiten dieses Künstlers und vorzüglich von Gottlob Mohn und von Höcker in Breslau geschmückt, die den Farbenglanz der alten G. völlig erreicht haben und in Zeichnung und Composition den Erfordernissen der Kunst und des Geschmacks entsprechen. Diese neueren Glasmalereien haben noch den Vortheil, daß sie zum Theil nicht aus zusammengefügten Glasstücken bestehen, sondern aus dem Ganzen gefertigt sind. Wahrscheinlich verfährt man hierbei so, daß man gepulverte Glasflüsse oder färbende Metalloxyde auf die Glastafeln bringt und sie einbrennt, dann die Schattirungen auf diese Grundirungen malt und sie nochmals in das Feuer bringt. Die eigentliche Manipulation wird jedoch von jedem Künstler geheim gehalten. Andere Versuche Neuerer waren kein eigentliches Einbrennen der Farben auf Glas, sondern nur ein Uebermalen der hintern Fläche, wenigstens waren immer einige Farben, die so aufgetragen

werden mußten, besonders war dies mit Purpur und anderem Roth der Fall. (s. Schmithals »Die Glasmalerei der Alten,« Lemgo 1826). 2) Die Kunst, mit Firnißfarben Bilder auf Glas oder andere Stoffe zu tragen. Man legt hierbei das Glas auf den Entwurf des Bildes, den man mit Bleistift auf ein Papier gemacht, oder auf einen Kupferstich, befestigt es mit Wachs und bringt die Umrisse der Figuren mit einer aus Kienruß und Firniß gemachten schwarzen Farbe auf das Glas. Wenn diese Umrisse trocken geworden, legt man sie mit durchsichtigen Farben an, bringt die Schatten mit schwarzer Farbe sehr leicht darauf, und bei den höchsten Lichtern nimmt man die Farbe mit einer scharf zugeschnittenen Feder hinweg.

Glaspaste, jedes künstliche, besonders gefärbte Glas; falsche aus gefärbtem Glase nachgemachte Edelsteine; besonders aber eine Glasmasse, worin man geschnittene Steine, Münzen ꝛc. abdruckt.

Glasschleifen, die Kunst, auf gläserne Waaren allerlei Figuren erhaben oder vertieft zu schleifen und Facetten darauf zu brechen; wie dies besonders bei den gläsernen Kronleuchtern und Spiegeln vorkommt. Das Schleifen geschieht an dem Werktische oder der Glasschleifmühle, an welcher eine Spindel von einem Schnurrade und dieses mit einem Fußtritte herumgedreht wird. An diese Spindel werden eiserne und kupferne Räder von verschiedener Größe und Gestalt gesteckt; denn bald wird mit der scharfen Kante, bald mit der flachen Seite des Rades geschliffen. Beim Schleifen werden diese metallenen Räder mit Schmirgel und Baumöl bestrichen. Um Punkte zu schleifen, werden anstatt der Räder Stifte an die Spindel gesteckt. Bei erhabenen Figuren muß von der ganzen Dicke des Glases so viel abgeschliffen werden, als die Erhabenheit der Figur beträgt. Das Glas wird durch das Schleifen matt, daher wird es wieder mit bleiernen und zinnernen Rädern polirt, welche mit

angefeuchtetem Tripel, Zinnasche oder Bimsstein bestrichen werden. Die Facetten ebener Flächen schleift man auf eisernen Platten, welche mit Schmirgel und Baumöl oder mit geschlämmtem Sande bestrichen sind. Die Glasschleifer (unzünftige Künstler) theilen sich in eigentliche Glasschleifer, Facettenschleifer, Kugelschleifer oder Kugler u. Steinschneider. Das G. ist im 12. und 13. Jahrh. aufgekommen.

Glastropfen (Springgläser), heißen die flüssigen Glastropfen, die man in kaltes Wasser fallen läßt, und welche die Gestalt eines ovalrunden Körpers annehmen, der sich in einen langen dünnen Schwanz endigt. Der ovalrunde Theil eines solchen Glastropfens läßt sich mit dem Hammer schlagen und abschleifen, dagegen wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen feinen Staub zerfällt.

Glasur, 1) ist der glasartige Ueberzug irdener Gefäße, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben, und zu verhindern, daß sie von den hineingegossenen Flüssigkeiten durchdrungen werden. Sie wird beim Porzellan meist aus einer Mischung von Porzellanscherben, Quarz- und Gypskrystallen, die zu Pulver gerieben und als Brei auf das Porzellan gestrichen werden, beim Steingut aus gewöhnlichem Kochsalze, mit dem man die Gefäße bestreicht, oder es nur während des Brennens in den Ofen wirft, bei gelbem Steingut aus 6 Theilen Kieselsteinen, 2 Theilen Glätte, 2 Theilen Spießglasoxyd und 1 Theile Laugensalz, die gepulvert mit Wasser angemacht und auf die Gefäße gestrichen werden; bei gewöhnlichem Töpfergeschirre kann man alle leichtflüssige Mineralien nehmen, welche im Feuer verglasen, als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitanischgelb, Zinnasche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eisensafran, mit Kupferasche wird sie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunstein violenblau gefärbt. Alles Dieses wird

fein unter einander gerieben, zu Glase geschmolzen, in Kuchen gegossen und dann zum Glasuren verbraucht. Auch aus einer Mischung von feinem Sande, Bleiasche, Holzasche und Küchensalz, welches man Alles in einem Kessel zergehen läßt, kann man eine gute Glasur bereiten. Die Glasur aus Bleiglätte kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden, und ist um so mehr zu vermeiden, da man in neueren Zeiten Zusammensetzungen völlig bleifreier Glasuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwasser befeuchtet, und dann nur mit dem Glasurpulver bestreut, welches man die trokkene Glasur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit nasser Glasur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glasurmasse eintaucht, oder die Glasur mit einem Pinsel anspritzt. 2) (Maler), eine transparente Farbe, welche flüchtig über eine andere, schon trockene gesetzt wird. Sie muß die unter ihr befindliche durchschimmern lassen und dieser dadurch einen glänzendern, feinern Ton geben.

Glätte oder Bleiglätte ist das Bleioxydul, welches sich bei der Treibarbeit, d. h. bei der Scheidung des Silbers von dem Werkblei, erzeugt. Die reine enthält 92 Proc. Blei, man nennt sie Probirglätte. Diejenige, welche bei der Treibarbeit zuerst erfolgt, ist die Frischglätte, welche durch ein Schmelzen mit Kohlen in Schachtöfen, oder durch das Frischen, wieder zu Blei reducirt wird. Die nun folgende ist die Kaufglätte, welche zur Töpferglasur, in der Medicin äußerlich zum Abheilen und Kühlen und leider auch zum Verfälschen der Weine angewendet wird. Gegen das Ende der Treibarbeit wird die Glätte silberhaltiger und diese wird dann als Zuschlag beim Blei- und Silberschmelzproceß angewendet; man nennt sie Scheideglätte. Der Unterschied zwischen Gold- und Silberglätte liegt in der dunkelern und helleren Farbe.

Glatteis (Phys.), bildet sich auf jeder Fläche, die kälter als

der Eispunkt ist, auf welche Wasser dunstförmig oder, wie gewöhnlich, als Regen bei anhebendem Thauwetter im Winter, gelangt. Die atmosphärische Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerst an, das Steinpflaster und der hartgefrorne Erdboden dagegen später. Während also die Luft schon über den Gefrierpunkt erwärmt ist und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, ist der Erdboden noch so kalt, daß das Wasser, welches mit ihm in Berührung kommt, seinen Wärmestoff an ihm verliert und zu Eis wird.

Glatz (Glaz), 1) Grafschaft im schlesisch. Regier. Bez. Breslau; 31½ QM. groß, mit 107,800 E., besteht aus den Kreisen Glatz und Habelschwerdt. 2) Kreis darin; 15⅝ QM. groß, mit 68,050 E. 3) (*Kladzko*), Kreisstadt an der Neiße, zwischen 2 hohen Bergen, von denen auf dem einen ein altes festes Schloß, auf dem andern aber die neue Festung liegt; 5 Vorstädte, 825 H. 8200 Ew. Lederfabriken, Damast-, Tuch- und Musselinweben, Gerbereien, Handel.

Glatze, die nur auf den Scheitel oder das Vorderhaupt sich beschränkende Kahlheit des Kopfes, indem hier die Haare zuerst und gewöhnlich bei Männern noch vor eintretendem Greisesalter ausfallen; gewöhnlich ist dies das erste Zeichen, daß das Leben über seinem Höhepunkte der Kraft vorgerückt sey. Alle schwächenden Einwirkungen begünstigen ihr zeitigeres Entstehen.

Glaube nennt man überhaupt die lebendige Ueberzeugung von einem entweder unerwiesenen oder unbeweisbaren Gegenstand; dahin gehört auch der Glaube des Höchsten, weil dieses eben über alle Beweise erhaben ist. Insbesondere aber ist Glaube: a) das Fürwahrhalten, Annehmen der Lehren des Christenthums, bald mit dem daraus entspringenden Einflusse derselben auf Herz und Leben (Röm. 3, 28.), bald ohne diesen (historischer Glaube, Jac. 2, 17; todter G., der nicht

durch Thaten sich bewährt); b) feste Ueberzeugung von der göttlichen Sendung Jesu und der Wahrheit seiner Lehre, besonders wenn vom Glauben an Jesu die Rede ist; c) die Lehre Jesu selbst, ihr Inhalt, besonders in den Paulinischen Briefen (Gal. 3, 23). In demselben Sinne spricht man: den christlichen G.n annehmen, den christlichen G.n standhaft bekennen. — Seligmachender G. (**fides salvifica**), in der Lehre von der Rechtfertigung, sonst auch wahrer G. genannt, ist nach dem evangelischen Lehrbegriffe die erste Bedingung der Vergebung der Sünden und der Erlangung der Seligkeit. Man versteht darunter die mit wirklicher Herzensbesserung verbundene, gläubige Annahme der Lehre vom Versöhnungstode Christi und der Zuverlässigkeit aller seiner Verheißungen, und unterschied drei Stücke desselben: Erkenntniß, Beifall, Zuversicht oder Vertrauen. Ueber die Nothwendigkeit des Glaubens zur Rechtfertigung stritten die Reformatoren mit den Papisten und behaupteten sie, auf die Bibel gegründet, gegen die Theorie von den Büßungen, der Genugthuung und dem Ablaß (**Apol. conf. Aug. II.**). Daß wir bloß durch den G.n gerechtfertigt werden, behaupten die lutherischen Theologen theils in jener Beziehung (**Apol. l. c.**), theils gegen die Socinianer, welche den neuen Gehorsam besonders davon geschieden wissen wollten. In den theologischen Schulen hat man, außer den genannten, noch viele andere Distinctionen, z. B. **fides justificans**, so v. w. **salvifica, viva, perfecta, coeca, imperfecta, magna seu firma, parva seu infirma, abstracta, concreta, implicita** (dessen man sich nicht recht bewußt ist), **explicita.**

Glaubenseid, s. Eid.

Glauber (Johann Rudolf), (geb. zu Karlsstadt 1604), ein deutscher Arzt in Amsterdam, wo er 1673 in hohem Alter starb, hat sich, s. Grillen von Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie sehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die bessere Einrichtung

der Oefen, die Abkürzung mehrerer chemiſchen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeiſtes durch Vitriolöl, und das nach ſeinem Namen genannte Glauberſalz (ſ. d.) (eigentlich Sodavitriolſalz), das er zufällig fand, als er Kochſalz vermittelſt der Vitriolſäure zerſetzte, um die rauchende Salzſäure zu deſtilliren. Verwundert, aus dem Rückbleibſel dieſer Deſtillation ein kryſtalliſirtes Salz mit arzneilichen Wirkungen zu erhalten, nannte er es sal mirabile, Wunderſalz.

Glauberſalz, 1) Glaubers Wunderſalz (sal mirabile Glauberi, Chem.), bekanntes, von Glauber, 1658 zuerſt beſchriebenes Neutralſalz; beſteht aus Schwefelſäure und Natrum (daher auch in neuerer Zeit ſchwefelſaures Natrum, natrum sulphuricum benannt). Es wittert (mit andern Salzen) aus der Erde, an Ufern von Salzſeen aus, findet ſich auch ſo als Efflorescenz auf Moorboden, in Sandſtein, Mergelſchiefer und alten Mauern; beſonders aber kommt es in vielen Salzſoolen vor, aus denen es mit Vortheil (ſo wie auch bei mehreren chemiſch-techniſchen Producten) nebenher gewonnen wird; auch beſteht das Salz mancher Geſundbrunnen, wie namentlich das Karlsbaderſalz und Friedrichsſalz, weſentlich aus ihm. Es kryſtalliſirt in 6ſeitigen durchſichtigen Prismen, hat einen kühlend bittern Geſchmack, verwittert ſchnell an trockner Luft und zerfällt dann, indem es 56 Theile von Kryſtalliſationswaſſer verliert, in ein weißes Pulver, ſchmilzt unzerfallen leicht in ſeinem Kryſtalliſationswaſſer, zerfallen ſchwer und löſ't ſich leicht (in 2,85 Theilen kalten und 0,8 kochenden Waſſers) auf. Es läßt ſich (wie ſchwefelſaures Kali) in der Hitze auch mit Schwefelſäure überſättigen; man gewinnt dann das ſaure ſchwefelſaure Natrum (sal sulphuricum acidulum), das in kleinen 6ſeitigen Säulen kryſtalliſirt, an der Luft feucht wird und in 2 Theilen kalten Waſſers ſich auflöſ't. Es gehört zu den vorzüglicheren Laxirſalzen; doch wurde es ehemals, wegen theurer Zubereitung, ſel-

tener gebraucht, bis es seit 1760 durch die Gebr. Gravenhorst in Braunschweig, die es zuerst fabrikmäßig höchst wohlfeil lieferten, in allgemeine Anwendung als solches kam. Die gewöhnliche Dose von krystallinischem ist 1 Unze, von zerfallenem ½ Unze; sonst wird es auch als Zusatz zu temperirenden Mitteln, und um gelinde Leibesöffnung zu erhalten, häufig gebraucht, eben so auch von Viehärzten. Außerdem ist das G. auch als Zusatz zur Beförderung der Gährung des Indigo's beim Blaufärben, auch bei der Branntweinbrennerei, bei schlechten u. schon säuerlich werdenden Hefen, desgleichen beim Hüttenwesen, um Erze leichter in Fluß zu bringen, von Nutzen. 2) (Miner.), Leonhard rechnet es als Gattung zur Gruppe Natrium; bei Oken ist es Sippe aus der Zunft Brenzsalze; zum Krystallkern hat es ein quadratisches Octaëder, in der Nachform mit Verlust der Scheitel. Oken theilt es in a) reines G., so v. w. das Obige, b) talkiges G. (Reußin), mit etwas Talkgehalt, mehr bittrem Geschmack; zerfällt an der Luft, c) kalkiges G., so v. w. Brongniartin.

Glauchergang (von dem Worte Glauch, das nur beim Bergbaue üblich ist und eine weißblaue, dem Schimmel ähnliche Farbe bezeichnet), im Bergbaue, ein leerer — tauber Gang.

Glaucus (Glaukos), 1) (Myth.), nach gewöhnlicher Sage, ein Fischer, Sohn von Anthedon und Alkyone. Einst hatte er gefangene Fische geschlachtet und auf den Rasen gelegt. Plötzlich sprangen diese lebendig empor und wieder ins Meer. G. kostete die Kräuter, worauf sie gelegen, und sofort zog es ihn ebenfalls ins Meer hinab. Hier angekommen, läuterten ihn Okeanos und Tethys und machten ihn zu einem wahrsagenden Gotte, wie Nereus und Proteus. Nach Andern war er Erbauer und Steurer der Argo, stürzte, in einem Gefechte verwundet, ins Meer und wurde hierauf Meergott. G. liebte Ariadne, wurde aber vom zürnenden Bacchus mit Reben

gefesselt; eben so auch Skylla, allein Kirke verwandelte diese in ein Seeungeheuer. Man schildert ihn als Greis, mit langem Haar an Kopf und Kinn, mit gekrümmtem Schuppenschwanze und in der Linken ein Seegewächs. 2) Sohn von Minos und Pasiphaë. Als Knabe fiel er, eine Maus verfolgend, in ein Honigfaß und erstickte, ohne daß es Jemand wußte. Der Seher Polyidos entdeckte den Leichnam; Minos verlangte, er solle ihn wieder zum Leben bringen, und schloß ihn deshalb mit der Leiche in ein Grabgewölbe ein. Hier kam eine Schlange, diese erlegte Polyidos mit einem Steine; bald kam eine andere, mit einem Kraut im Munde, das sie auf die todte Schlange legte, worauf diese wieder lebendig wurde. Polyidos versuchte dasselbe an dem Knaben u. brachte ihn lebend zum Minos zurück. Dieser zwang ihn noch, dem G. die Seherkunst zu lehren; Polyidos that es. Allein beim Absegeln aus Kreta verlangte er von G., ihm in den Mund zu spucken. Sofort vergaß G., was er erlernt hatte.

Gleditsch (Joh. Theophilus), geb. den 5. Febr. 1714 zu Leipzig; zeichnete sich bald als Botaniker aus, indem er durch Vertheidigung des Linnéschen Sexualsystems gegen Siegesbeck Linné's Freundschaft sich erwarb. Früher als Aufseher des Gartens des Grafen von Ziethen zu Trebnitz angestellt, dessen Catalogus plantarum er Leipzig 1736 beschrieb, ging er 1740 als Kreisarzt nach Lebus und promovirte 1742 zu Frankfurt a. d. O. Bald aber wendete er sich einzig dem botanischen Studium zu, erhielt zu Berlin die Aufsicht über den botanischen Garten, ward Akademiker und hielt zugleich daselbst Vorlesungen über die Botanik, Arzneimittellehre und Forstwissenschaft; st. daselbst im October 1786.

Gleditschia (g. *L.*), Pflanzengattung, nach Vorigem benannt, aus der natürl. Fam. der Hülsenpflanzen, mit fast regelmäßigen Corollen, freien Staubfäden, zur Polygamie, Diöcie des Linn.

Syst. gehörig. Bekannteste Art: g. **triacanthos**, hoher, dorniger, nordamerikanischer, bei uns ausdauernder, durch schöne Belaubung gezierter Baum.

Gleich (Friedrich), geb. 1782 zu Vogelsdorf in Schlesien; war Theaterdirector zu Erfurt und lebt jetzt als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Leipzig. Er ist Verfasser mehrerer beliebter Romane und Erzählungen: »Paramythien,« Leipzig 1815; »Jakob Reinhard und seine Familie,« ebend. 1816; »Das Leben Guido's,« Frankf. a. M. 1819; »Fürst Rüdgar und die Seinen,« Leipzig 1820; »Lebrechts Abenteuer,« ebend. 1821, u. a. m.; ist auch ein beliebter und geschickter Uebersetzer.

Gleichen (Ernst, nach A. Ludwig, Graf v.), ein wegen seiner Doppelheirath merkwürdiger deutscher Ritter. Auf einem Kreuzzuge von den Türken gefangen genommen, hatte er das Glück, von des Sultans Tochter geliebt zu werden; sie versprach, ihn zu befreien, wenn er sie mit sich nehmen und heirathen wollte. Der Graf gibt nach, geht mit seiner neuen Geliebten zu Schiffe, und eilt, als er in Venedig erfährt, daß seine vorige Gemahlin und Kinder noch leben, nach Rom, erhält vom Papste die Erlaubniß, beide Gemahlinnen zu haben und diese vertragen sich — auf das beste! Des Grafen Begräbniß, vorher in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt, wo er mit beiden Gemahlinnen auf dem Leichensteine abgebildet ist, befindet sich jetzt in Gotha.

Gleichen (Geogr.), 1) Grafschaft im Fürstenthum Gotha, zum Theil unter Coburg-Gothaischer, zum Theil unter Sachsen-Weimarischer Hoheit, wird in die obere und untere Grafschaft getheilt; a) die obere, im Gothaischen, und im preuß. Reg. Bez. Erfurt zerstreuet, mit 7100 E., ist zwischen 4 Linien des Hauses Hohenlohe, Langenburg, Kirchberg, Ingelfingen und Neuenstein, getheilt. Der

Hauptort ist Ohrdruff. b) Die untere Grafschaft zwischen dem preuß. Reg. Bez. Erfurt, der weimar. Prov. Weimar, und dem gothaischen Amte Wachsenburg, gehört zum Theil Preußen, zum Theil an Sachsen-Coburg-Gotha, jener ist mit dem Reg. Bez. Erfurt vereinigt. 2) Beide Gleichen, zwei wüste Bergschlösser bei Göttingen, im Königreich Hannover. 3) Drei Gleichen, in der untern Grafschaft Gleichen, 1 Stunde von dem preuß. Dorf Wandersleben, im Reg. Bezirk Erfurt, werden die Schlösser Wachsenburg, Mühlberg und Gleichen genannt, von denen das letzte noch erhalten ist.

Gleicher, 1) (Astron. u. Geogr.), so v. w. Aequator; 2) (Hüttenk.), die Arbeiter in den Eisenhütten, welche auf einem Blechhammer bei dem Blechfeuer arbeiten.

Gleichgewicht (aequilibrium, Physik), der Zustand der Ruhe, der dann erfolgt, wenn zwei gleiche, aber nach entgegengesetzten Richtungen wirkenden Kräfte einander aufheben. Wirken mehrere Kräfte zusammen; so stehen sie im G., wenn ihre Differenzen sich gegenseitig einander völlig ausgleichen; so ruht eine runde Scheibe von gleichmäßiger Masse und Dicke, wenn nur ihr Mittelpunkt unterstützt wird, bei Ungleichartigkeit der Masse und Stärke aber, wenn der Unterstützungspunkt dem schwerern Theile in dem Verhältniß ihrer Schwere näher gerückt ist. Wird ein Körper von drei Kräften getrieben, so ruht er dann, oder steht im G., wenn diese Kräfte sich wie drei mit ihnen parallele Seiten eines Dreiecks verhalten. Das G. fester Körper wird überhaupt durch das Gesetz des Hebels bestimmt; das G. flüssiger Körper wird bewirkt, wenn gleichmäßige Flüssigkeiten in gleicher Höhe, ungleichmäßige aber in einer solchen Höhe gegen einander stehen, die dem Unterschied ihrer specifischen Schwere entspricht. Flüssige und feste Körper stehen zusammen im G., wenn durch den

Druck des festen Körpers so viel Flüssigkeit verdrängt ist, daß die e seinem eigenen Gewicht gleich kommt. s. Mechanik und Statik.

Gleichgewicht der Staaten (politisches Gleichgewicht, Staatsw.), ist die Idee der höhern Staatskunst; daß die nach Außen strebende Macht eines jeden Staates von den übrigen so gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beschränkung irgend eines Andern daraus erfolge. Es besteht also in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung solcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungssucht einzelner Nachbaren bereitet werden könnten. Sie widersetzen sich daher jedem Umsichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks bedroht, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines solchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts kann unbestrittener seyn, als die Verbindlichkeit der Regierung, sich von Außen Sicherheit zu verschaffen, weil ohne diese kein politisches Daseyn, kein Staatenleben überhaupt denkbar ist. Man sieht leicht ein, daß die Idee eines politischen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Besitzstandes Aller nach völkerrechtlichen Grundsätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Es ist falsch, wenn man gesagt hat, daß das politische Gleichgewicht eine Entdeckung sey, die die italienischen Freistaaten erst im 15. Jahrh. gemacht hätten, um sich den Eroberungsangriffen Karls VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entstand der peloponnesische Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dulden wollten? Eben so wußte Athen selbst es sehr wohl, daß Sparta und Theben nie zu mächtig werden dürften, wnnn seine eigene Sicherheit nicht gefährdet werden sollte. Demosthenes entwickelte in seinen Reden, besonders für Megalopolis, so feine Gedanken über diesen Ge-

genstand, wie sie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen könnte; und Polybius, der im Fache der Staatswissenschaft eben so groß ist als in der Geschichtschreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Karthagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beistand leistete. Lebhaft, obgleich nicht mit angemessener sittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das politische Gleichgewicht in den Freistaaten Italiens. Die Kämpfe zwischen Genua und Venedig, von denen jenes sich mit den byzantinischen Kaisern verband, dieses sich sogar den erobernden Osmanen anschloß, hatten ursprünglich keinen andern Zweck, als dem Uebergewicht der einen oder der andern Macht entgegenzuarbeiten; aber weil sie größtentheils nur diese beiden Staaten beschäftigten, und bloß aus gegenseitiger Eifersucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgingen, so endigten sie mit der Schwächung der Republik von Genua. Als hierauf Karl VIII. von Frankreich Italien angriff, um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte sich in allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieser Uebermacht entgegen zu arbeiten. Robertson rechnet von dieser Zeit an die Ausbildung der Idee des politischen Gleichgewichts, und in der That kann man so viel zugeben, daß, da damals erst die Staaten in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von Deutschland und Spanien gegen die wachsende Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu seyn anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die Reformation mit der Staatskunst zugleich auch die Ansichten vom Völkerrechte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Karl V. bemerkt man bloß die Absicht eines Jeden, auf Kosten des Andern selbst mächtiger zu werden. Es war die Idee des politischen Gleichgewichts, welche im 17. Jahrh. die Fürsten Europas zu einem allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauses Oestreich bewaffnete, die den unsterblichen Gustav Adolf für die Rechte der

reinern Religion sowohl als zum Schutz der bedrängten deutschen Fürsten auf den Boden Deutschlands rief. Weil aber die deutschen Fürsten selbst unter sich weder einig waren, noch einen großen Mann aus ihrer Mitte an ihre Spitze stellen konnten, so übernahmen fremde Mächte die Mühe, den politischen Zustand von Deutschland nach ihrem Bedürfnisse zu ordnen. Dadurch wurde für Deutschland selbst kein Gleichgewicht, sondern eine Vielherrschaft, wohl aber in Deutschland der Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der westfälische Friede der Polarstern des diplomatischen Staatsschiffs von Europa bis in die neueste Zeit. Uebrigens war die Politik, die ihn vorschrieb, nicht umsichtig; sie vermied bloß die Scylla von Oestreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundesgenosse Hollands gegen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu schwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beschränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Katholicismus Karls II. und Jakobs II. in England, und die erbärmliche spanische Regierung unter Karl II., dies Alles begünstigte den Untergang der Idee des politischen Gleichgewichts zum größten Nachtheil aller, besonders der östlichen Nachbaren Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte sie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte Alles zu einer Zweiherrschaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich sich anmaßte. Darauf entwickelte sich seit 1740 durch Friedrich II. eine ähnliche in Deutschland, als Preußen Oestreich gegenübertrat. Indeß ging aus der gegenseitigen Berührung dieser deutschen und jener europäischen Zweiherrschaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrschaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerst für die Erhaltung des Besitzstandes, als Grundsatzes des europäischen Gleichgewichts, kämpfte,

und dadurch eine europäische Macht wurde. Der siebenjährige Krieg, der alle kommende Geschlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben, einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieser nur moralische Kraft genug, und einen solchen Helden als der große König an der Spitze hat, an den Urhebern eines so völkerrechtswidrigen Beginnens sich selbst rächt, hat Preußens Stellung unter den ersten Mächten Europas so sicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neuern Zeiten nur dazu dienen konnten, diesen Staat herrlicher als je zu erheben. Durch Polens dreimalige Theilung wurde das politische Gleichgewicht von Europa aufs neue umgestürzt. In unserm Jahrh. schien es eine Zeitlang, als wenn das sogenannte große Reich alle übrige verschlingen würde; und ohne die Standhaftigkeit Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geschichte einzigen Begebenheiten in Rußland, endlich ohne Preußens riesenmäßige Anstrengungen wäre das Gleichgewicht der europäischen Staaten nur noch ein schöner Traum besserer Zeiten. Natürlich entsteht die Frage, ob denn jetzt, seit dem allgemeinen Frieden, das politische Gleichgewicht wieder vollkommen hergestellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöser Ausdruck für jenen Grundsatz sey? Eine unparteiische Ueberlegung des Verhältnisses der Staaten gegen einander hindert uns, die Frage bejahend zu beantworten. Was den Urheber des heil. Bundes betrifft, so ließ sich von seinen persönlichen Tugenden am wenigsten Beeinträchtigung der Nachbarstaaten fürchten. Aber ist es in der Politik wohl räthlich, der Persönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Ist nicht das östliche, an sich riesenmäßige Reich durch die neuern Friedensschlüsse zu einer solchen Größe angewachsen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegensetzen kann? Preußen, sein nächster Nachbar, so hoch verdient um Europa's Befreiung und Ruhe, dürfte kaum die

nöthigen physischen Kräfte wieder erlangt haben, um in der politischen Wagschale den Ausschlag geben zu können. Gleichsam, um der preußischen Regierung, deren moralische Kraft so oft erprobt ist, die schwerste Aufgabe vorzulegen, hat man ihr die fremdartigsten Nationen und die entlegensten Länder, beide noch durch kein gemeinschaftliches Band gehalten, zugetheilt. Um von den andern Staaten zu reden, so sind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgestattet; aber Dänemark und Sachsen trauern, daß in Rücksicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden ist, während andre Staaten, unter Napoleon vergrößert, nichts einbüßten. Oestreichs Macht besetzte 1821 militairisch Neapel und Sardinien zur Sicherheit des Bestandes jetziger Ordnung in diesen Landen und in den östreichisch-italienischen Staaten. Die Zukunft muß entscheiden, ob das sittliche Grundwesen des politischen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgesprochen, und dasselbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter sich erhoben werden wird. Vgl. Vogt, »System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit,« Frankf. 1802; v. Schmettow, »Patriotische Gedanken über stehende Heere, politisches Gleichgewicht ꝛc.,« Altona 1793; Theopluton, »Vom Götzendienste unserer Zeit, 1ster Götze: politisches Gleichgewicht,« Berlin 1818; Justi, »Chimäre des Gleichgewichts von Europa,« 2 Thle., Altona 1758, 1759, 4.; Gaspari, »Ueber das politische Gleichgewicht der europäischen Staaten,« Hamburg 1793; Hendrich, »Versuch über das Gleichgewicht der Macht bei den alten und neuen Staaten,« Leipzig 1796; Gentz, »Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa,« Leipzig 1804 u. 1806; Butté, »Ideen über das polit. Gleichgewicht von Europa,« Leipzig 1813.

Gleichheit, 1) Uebereinstimmung mehrerer Dinge in Allem oder in gewissen Bestimmungen; 2) (Mathem.), bes. der Größe; über ihre Unterscheidung von Aehnlichkeit (s. d.).

Gleichgradig, was gleiche Grade hat. Gleichgradige Seekarten sind solche, wo die Fläche und ihre Theilungslinie gradlinig sind.

Gleichniß (simile, Rhetor.), eine unter die objectiven Redefiguren gehörende Zusammenstellung einer Vorstellung mit einer ähnlichen, wo die letzte (das Gegenbild) als Hauptsache erscheint, während die erstere als Hauptbild nur kurz erwähnt wird (s. Tropen). Jede solche Uebertragung setzt eine Vergleichung voraus, deren Wesen darin besteht, daß sie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verschieden, aber ähnlich aufstellt. Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleichung im engern Sinne ist dieser, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbilde untergeht, sich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander bestehen, und das Gegenbild nur dazu dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu versinnlichen. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Wenn das schöne Incarnat jungfräulichen Wangen unter dem Gegenbilde der Rosen vorgestellt wird, so setzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Rose an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als solches charakterisirt werde, so behält sie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Rosen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und rasch verfährt die Vergleichung, welche sich so ausdrücken würde: ein schönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein sanftes Roth die blühende Rose, oder: ähnlich dem sanften Roth der blühenden Rose. Man erkennt schon aus diesem Beispiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigern Zustand erfordert als die Metapher, welche alle Wie, Gleichsam als,

Also u. s. w. rasch überspringt, und mehr schnell andeutet, was sie meint, als ausführlich sagt. Der Metapher und Vergleichung bedient sich die Poesie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem sie viel auf einmal in die Seele bringen, oder diese bei Einem Gegenstande länger will verweilen lassen. Aus der Metapher entsteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgesetzte Metapher, so ist das Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung oder Vorstellung durch Ausführung ihres Gegenbildes, so z. B. wird das Heranziehen eines Heeres mit einem summenden Bienenschwarme verglichen.

Gleichschenkelig (Geom.) heißt ein Triangel, wenn zwei Seiten an ihm gleiche Länge haben (**Triangulum aequicrurum**).

Gleichung (**aequatio**, Mathem.), ist ein doppelter Ausdruck einer und derselben Größe, z. B. $6 + 4 = 2 \times 5$; sie ist das Mittel, wodurch der Algebraist alle seine Aufgaben löst, und also eigentlich die Grundlage der ganzen Mathematik. Jede G. besteht aus zwei einander gleichen Theilen (**membra aequationis**); jeder aber kann aus mehrern Gliedern (**termini**) bestehn. Die verschiedenen Arten einer G. bestimmen einander gegenseitig; denn jede kann aus den übrigen gefunden werden. Die Größe einer Gleichung, deren Werth aus den übrigen gefunden werden soll, ist die unbekannte Größe derselben (wird gewöhnlich durch die Buchstaben des Alphabets x, y, z bezeichnet). Den Werth der unbekannten Größe aus einer Gleichung herauszubringen, d. i. ihn in lauter bekannten Größen ausdrücken, heißt die G. auflösen. Es wird dabei die gesuchte Größe als gegeben angenommen und mit den bekannten Größen in die der Aufgabe gemäße Verbindung gesetzt, dann aus dieser entwickelt. In der Auflösung der Gleichungen macht es einen wesentlichen Unterschied, ob die unbekannte Größe in der ersten, oder zweiten oder dritten u. s. w.

Potenz dabei vorkommt; man unterscheidet hiernach Gleichungen von erster, von zweiter, von dritter u. s. w. Größe; man nennt diese G.en dann einfache, quadratische, kubische, biquadratische und höhere G.

Gleichung der Bahn (aequatio orbitae, Astron.), der Unterschied der wahren und mittlern Anomalie. G. der Zeit, s. Zeitgleichung.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), geb. zu Ermsleben, einem preuß., zwischen Aschersleben und Quedlinburg belegenen Städtchen, am 2. April 1719, gest. zu Halberstadt am 18. Febr. 1803, als Secretair des Domstifts daselbst und Kanonicus des Stifts zu Walbeck. Seinen Vater, den Obersteuereinnehmer des ermslebenschen Kreises, verlor er 1735, da er auf der Schule zu Wernigerode war. Ein gedrucktes Trauergedicht auf den Tod seines Vaters beurkundet sein früh geübtes Talent zur Poesie. Wohlthätige Familien erhielten den armen verwaisten Knaben auf der Schule bis 1738, da er die Hochschule zu Halle bezog, und in den dürftigsten Umständen heiter den Studien oblag. 1740 verließ Gleim die Universität, um nach Copenhagen zu gehen; sein Schicksal aber führte ihn als Hauslehrer in das Haus eines Obersten v. Schulz nach Potsdam, wo ihn der Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, kennen lernte und als Secretair in seine Dienste nahm. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft von Ewald Christian v. Kleist; dieser ward sein vertrautester Freund, und seitdem nennt man in der deutschen Literatur die Namen Gleim und Kleist als poetisch verbrüdert. Zu ihnen gesellten sich Sulzer, Spalding, Ramler, Graun u. a. Gleichgesinnte, welche der Sache der Bodmer'schen gegen die damals auf dem deutschen Parnaß gleichzeitig herrschende Gottsched'sche Partei allen möglichen Vorschub leisteten. 1745 ward G. Secretair des »alten Dessauers,« von welchem ihm jedoch dessen rauher Charak-

ter bald entfernte. G. lebte nun einige Jahre zu Berlin unter mancherlei gescheiterten Plänen zu anderweitiger Versorgung, bis er 1747 als Domsecretair nach Halberstadt berufen wurde, wo er sehr angenehm lebte. Schon 1744 war von ihm der mit großem Enthusiasmus in Deutschland aufgenommene Versuch in scherzhaften Liedern erschienen. Nicht minderes Aufsehen erregten seine gleichzeitigen dramatischen und satyrischen Versuche. Von seinen frühern Freunden getrennt, lebte er die erste Zeit in beständigem Briefwechsel mit ihnen; Lange, Lessing, Geßner, Zachariä, Ebert, Lichtwer, Wieland u. A. vergrößerten zunächst den Kreis seines poetischen und wissenschaftlichen Umgangs, der die Freude seines Lebens war. 1749 erschienen die beiden Liedersammlungen, welche er zu Halberstadt drucken ließ, mit den angeblichen Druckorten Amsterdam und Zürich. 1750 lernte er Klopstock, Schmidt, Gellert, Rabener, die Cramer und Schlegel kennen, welche er von Zeit zu Zeit nach Halberstadt zu versetzen wußte, des Lebens und Dichtens mit ihnen froh zu seyn. Mit allen jenen Männern verband er sich auf das innigste, denn Freundschaft war sein Lebenselement. In der Liebe war G. weniger glücklich. Er hat sich nie verheirathet; sein Hauswesen besorgte seine geistreiche Nichte, Sophie Dorothea G., welche unt. d. Nam. Gleminde häufig besungen ward. 1756 gab G. das erste Buch s. Fabeln und s. Romanzen in Druck, welche s. Ruhm nicht wenig vermehrten, der indeß erst in den sieben Kriegsjahren des großen Friedrichs II. s. höchste Höhe erreichte durch die Kriegslieder, welche er unter dem Namen und im Charakter eines preußischen Grenadiers sang. Er war ein Menschenfreund im edelsten Sinne des Worts; als solcher sang er »Halladat oder das rothe Buch,« im Sinne eines weisen Derwisches aus dem Morgenland. Dem Halladat folgte eine kleine Sammlung Episteln, welche in ihrer Art gleich originell und trefflich sind. Die franz. Revolution

erfüllte ihn mit Grausen. Er sah im Geiste die Stürme derselben auch über das theure deutsche Vaterland hereinbrechen. Seine Stimme verhallte einsam in dem allgemeinen Aufruhr aller politischen Elemente. Als sein politischer Eifer nirgend Eingang fand, suchte er Ruhe vor der gräuelvollen Gegenwart. Außer den jährlichen Besuchen der ältern Freunde Herder, Stolberg, Eschenburg, J. H. Voß mit ihren Familien, erheiterten die letztern Jahre des Greises auch noch die öftern Besuche der jüngern Freunde: Baggesen, Jean Paul, Seume, Falk und vieler Anderer, denen er hülfreich und väterlich zugethan war. Zwei J. vor s. Ende erblindete G. auf beiden Augen; eine Operation blieb ohne Erfolg. In der Dunkelheit seiner Tage blieb sein Geist noch mehr wie zuvor auf die großen Begebenheiten hingerichtet. Im 84sten J. seines Lebens nahm G. Abschied von s. Freunden, starb still und gottergeben, und ward begraben in s. Garten vor Halberstadt; s. eignen Anordnung gemäß, stehen einfache Urnen, mit den Namen s. ihm vorangegangenen ältesten Freunde, um die Stätte s. Ruhe her. s. »Gleim's Leben, aus s. Briefen und Schriften,« von Wilh. Körte (Halberstadt 1811); »Gleim's sämmtl. Werke, erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte« (7 Bdchn., Halberstadt 1811—13). Seine Werke würden noch vollkommner seyn, wenn er überall die gehörige Feile angelegt hätte. Ausgezeichnet ist er in leichten, den Griechen nachgeahmten Liedern, meist über Wein, Musen und Mädchen, und mit Recht trägt er daher den Namen: deutscher Anakreon. Dennoch überschreitet er bei einem so schlüpfrigen Stoffe die Grenzen des Anstandes nie. Klassisch sind seine Kriegslieder, auch seine Parabeln sind nicht ohne Werth. Die englische Romanze verpflanzte er zuerst auf deutschen Boden.

Glendor (Glendourdy, Owen), englischer Edelmann im Für-

stenthum Wales in England, der sich von 1400—1410 gegen Heinrich IV. empörte, von seinen Anhängern zum Fürsten von Wales ausgerufen wurde, anfangs von den Franzosen unterstützt, sich mehrere Jahre mit Erfolg hielt, endlich aber, vom Glück, von seinen Anhängern und Bundesgenossen verlassen, in die Gebirge sich zurückzog und 1416 umkam.

Glete (Glöte, Glette), eine calcinirte Blei-Schlacke. Die natürliche wird in den Bleibergwerken, wiewohl selten, gefunden; die künstliche, welche bei dem Abtreiben der fremden Beimischungen von den Metallen auf dem Treibheerde sich erzeugt, wird sowohl auf Berg- und Hüttenwerken, als auch in der Medicin, nicht minder zu Töpferglasuren ꝛc. gebraucht.

Gletscher. Die Gipfel und Seitenflächen der Gebirge, welche sich über die Schneelinie erheben, sind mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet derselbe einen Ueberzug, der fester als der gewöhnliche Schnee ist, ohne eigentliches Eis zu seyn. An den Seiten der Berge ist mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht Gletscher, sondern diese dehnen sich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie sind also große Eisfelder zwischen den Bergen selbst, oft von ganz horizontaler Ausdehnung, gewöhnlich aber etwas schräge. Das Gletschereis ist gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterschieden. Es legt sich nicht schichtenweise an, sondern besteht aus lauter kleinen zusammengefrorenen Schneekörnern, und ist daher bei aller s. Klarheit und bei s. oft spiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchsichtig, zerspringt auch nicht strahlenförmig, wie das Meereis, sondern hat einen körnigen Bruch. Dabei sind die Gletscher voller Spalten und Schrunden, und in diesen Rissen sieht das Gletschereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Wesentlich gehören zu der Natur der Gletscher

ihre Ränder, die man in Savoyen **Moraines de glaciers**, in Island Jökelsgiärde nennt. Diese Ränder bestehen aus schlammiger Erde, welche oft schichtenweise mehrere Klaftern über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese scheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletschereises entstehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geschähe, so müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees diesem endlich eine grenzenlose Dicke geben. Aber es schieben sich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder schmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeitlang die Luft in den letztern außerordentlich, bis sie endlich, zum Theil wenigstens, durch die größere Wärme geschmolzen werden. In Lappland, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man jedoch in der Gegend des Sulitelma herabgeglittene Gletscher, welche die Luft fortdauernd so sehr erkälten, daß die Schneegrenze schon bis auf 3100 Fuß über der Meeresfläche steht. Dies Herabgleiten der Gletscher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich stärker oder schwächer seyn, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen stumpfern oder spitzern Winkel mit dem Horizonte macht. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletscher her bemerkt, denn diese werden von dem Eise sichtbar fortgeschoben, und man hat am Grindelberg in der Schweiz gesehen, daß solche Steine in einem Jahr 25 Fuß weit fortgeschoben wurden. So sieht man auch in den Moränen oft Rollsteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart sind, als die in den Thälern. Sie mußten daher in den höhern Regionen der Gebirge abgelöst und herabgedrängt seyn. Man sieht also, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern sich die

Gletscher vermindern können, sie sich doch auch Jahre lang oft so vermehren, daß sie die Thäler fast unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt häufiger Wechsel von Thauwetter und Frost bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsströme, welche oft unter ihnen fortgehen, so daß der Gletscher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Diese Ströme findet man auch in der Tiefe der große Spalten, welche in den helvetischen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen genannt werden, weil sie aus frisch gefallenem Schnee bestehen, den der Wind mit sich fortreißt, und stäubend in die Tiefe stürzt. Es kommen aber auch, besonders in den norwegischen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit sich führen, und die Moränen der Gletscher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen sind so viele Gletscher, daß man berechnet hat, wenn sie alle verbunden würden, so würden sie ein Eisfeld von 70 geograph. □Meilen ausmachen. Es gibt einzelne Gletscher, vorzüglich in Savoyen, mehr als drei deutsche Meilen lang, eine halbe Meile breit, und 20 — 100 Klaftern dick. Einer der berühmtesten ist das Meer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Fuß über der Meeresfläche. In Frankreich, bei Beaume, und in den Karpathen bei Dselitz gibt es unterirdische Gletscher, die in großen Höhlen gebildet sind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf sie wirken kann. Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß in der großen Andeskette keine Gletscher vorkommen können, weil zwischen den Wendekreisen die Temperatur das ganze Jahr sich nicht verändert. — Gletschersalz, ein säuerlich-auflösendes Salz, welches man an Stellen, wo vormals Eisgletscher gestanden, in schwarzsandiger Erde findet, aus welcher es ausgelaugt wird. Man trifft es auch in Klumpen am Schiefer.

Gleukometer (gr.), Mostmesser, ein von Chevalier zu Paris

erfundenes Werkzeug, um den Zuckergehalt in den Weinen näher zu bestimmen.

Glieder heißen in der Baukunst die kleineren Theile, aus welchen das ganze Simswerk an einem Gebäude zusammengesetzt wird. Es gibt deren verschiedene Arten, z. B. das Band (der Streifen); der Reif, Pfuhl, die Hohlleiste, Rinnleiste, Wulst ꝛc.

Gliedschwamm (fungus articularis), 1) (Chir.), eine einfache Geschwulst in einem der größern Gelenke, am gewöhnlichsten an dem Knie, doch auch am Ellnbogen, weniger an dem Hand- oder Schultergelenk, zunächst von einer chronischen Entzündung der Gelenkbänder, mit scheinbarem Schwappen einer dicklichen Feuchtigkeit. Die anfänglich stumpfen Schmerzen vermehren sich, indem die Geschwulst sich auch in der Gegend des Gelenks verbreitet; die Hautfarbe bleibt dabei unverändert. Bei Zunahme ist die Geschwulst anfangs weich, breiig oder pilzig anzufühlen, zuletzt aber prallig und gleichsam callös. Das Glied muß in der Folge immer gebogen gehalten werden. Oeffnet man die Geschwulst, so findet sie sich mit gallertartiger Feuchtigkeit erfüllt. Im Fortgang schwellen auch die Gelenkköpfe und Knorpel an. Mit zunehmenden Schmerzen bildet sich Eiterung und Knochenfraß, zuletzt ein Zehrfieber. Veranlassungen sind häufig äußere Gelenkverletzungen, bes. Quetschungen; gichtische oder skrophulöse Disposition begünstigt sein Entstehen. Die Prognose ist gewöhnlich schlimm; nur im Anfang durch Zertheilung der Entzündung ist eine radicale Heilung zu erwarten. Oft bleibt bloß die Amputation des Gliedes als Rettungsmittel übrig. 2) (Vieharzneik.). Auch bei Hausthieren kommt die Krankheit zuweilen vor, meist am Knie, doch auch an den Köthen; ist in ihrem Entstehen durch zertheilende Mittel und Ruhe des Theils, zu heilen.

Glimmer (mica, Miner.), bei Mohs eine Ordnung der 2.

Klasse, wozu als Gattungen geordnet sind: Euchlor=, Kobalt=, Eisen=, Graphit=, Talk=, Perlglimmer, ist Gattung aus der Gruppe Aluminium bei Leonhard, Sippe aus den Kies=Talken bei Oken; besteht aus Thon, Kiesel, Talk, Eisenoxyd und etwas Kali, hat zum Krystallkern ein rhombisches Blättchen und verschiedene Nachformen, große Theilbarkeit, Metallglanz (daher Katzengold und =silber), weißen Strich, wiegt $2\frac{2}{5}$ — $2\frac{2}{10}$, ist schwer schmelzbar, wird vom Kalkspath geritzt, ritzt Gypsspath, ist glatt, das Pulver fettig, von Farbe weiß, grau, braun, gelb, roth und mehrfarbig; der Bruch selten muschelig. Bricht vorzüglich schön in Sibirien, wo er unter dem Namen Frauenglas (russisches Glas) zu Fensterscheiben gebraucht wird. Ist eine der ältesten Gebirgsarten, ungemein verbreitet, und macht bei Porphyr, Granit, Glimmerschiefer und Gneis wesentliche Bestandtheile aus. Sonst wenig brauchbar. G., grüner, so v. w. Uranglimmer.

Glimmerschiefer ist eine aus Quarz und Glimmer, die im schiefrigen Gefüge verbunden sind, bestehende Felsart der ältesten Formationen. Das Gefüge ist bald dick=, bald dünnschieferig, theils gerade, theils wellenförmig gebogen. Glimmer und Quarz erscheinen in wechselnden Lagen. Er enthält eine Menge von Mineralien zufällig beigemengt, geht im Granit, Gneis, Thonschiefer, Hornblendschiefer ꝛc. über und ist dem Gedeihen der Pflanzenwelt sehr günstig. Er ist ausgezeichnet deutlich geschichtet, bildet meist große Bergebenen mit sanften wellenförmigen Erhöhungen, denen das Steile und Pralige fehlt, spielt in den Hauptgebirgsketten Europas eine bedeutende Rolle und ist sehr reich an Erzen verschiedener Art, die ihm theils beigemengt sind, theils auf Gängen und Lagern in ihm vorkommen. Der dünnschiefrige wird zum Dachdecken, der dickschiefrige als Baustein, als Gestellstein in Hohöfen ꝛc. angewendet.

Glinski (Michael, Fürst von), lebte im 15. und zu Anfang des 16. Jahrh., hatte lange Zeit unter Herzog Albrecht von Sachsen in Deutschland gefochten, wo er sich viel Kenntniß des Kriegswesens und Gewandtheit in Staatsgeschäften erwarb, und wurde der vorzüglichste Günstling des Königs von Polen, Alexanders II. Unter der Regierung des folgenden Königs, Sigismund, beschuldigten ihn seine Feinde, nach der Krone gestrebt zu haben; seiner Würden und Güter beraubt bat er vergeblich um eine richterliche Untersuchung, sich selbst der Todesstrafe unterwerfend, wenn er schuldig befunden; ging endlich in Dienste des russischen Großfürsten Basil, eroberte für diesen 1514 Smolensk und fügte den Polen vielen Schaden zu. Basil hielt jedoch seine G. gegebenen Versprechungen nicht und G. versuchte daher, sich mit dem Polen auszusöhnen, was verrathen und mit Gefängniß gestraft wurde. Verwendungen und der Uebertritt zur griechischen Kirche verschafften ihm die Freiheit und nach Basils Tode die Vormundschaft über dessen Prinzen. Doch der Haß der Witwe Basils zog ihm nochmalige Ungnade zu; er st. 1527 im Gefängniß.

Glissade heißt in der Fechtkunst eine Finte an der Klinge; eine streichende Finte.

Glissicato (ital., Musik), Vortragsart, bei der die Töne sanft hingleiten und alle scharfe Accente vermieden werden. Auf Bogeninstrumenten wird die G. am besten durch weitere Entfernung des Bogens vom Stege bewirkt.

Globositen nennt man gewundene, versteinerte Schnecken, beinahe kugelrund und mit einer weiten Oeffnung versehen.

Globus (lat.), 1) runder Körper, Kugel. 2) (Astron. u. Geogr.), eine künstlich gefertigte Kugel mit angemessenem Apparat, auf der entweder, als Himmelskugel, die vornehmsten Fixsterne, nach ihren Abtheilungen in Sternbilder, oder, als Erdkugel, die Erd-

oberfläche, nach den Abgrenzungen der Hauptländer von Meeren und unter sich, mit Angabe der Hauptflüsse, Städte, Berge ic., verzeichnet sind. Sie haben den Vortheil vor Himmels- und Erdkarten, daß die Abstände der verzeichneten Theile von einander genau, wie sie sich nach Messungen ergeben, darauf bemerkt werden können, wogegen die Abstände auf Karten, hinsichtlich entfernter Theile, nach Grundsätzen der Projection, nie genau wahrzunehmen sind, und daher kein völlig treues Bild des Dargestellten auf ihnen gegeben werden kann. Gewöhnlich rechnet man Himmelskugel und Erdkugel als zusammengehörig, da sie Vieles gemeinschaftlich haben und in genauestem Bezug mit einander stehen, und stellt sie zum Unterricht und zu wissenschaftlicher Benutzung neben einander auf. Sehr zeitig ist man darauf gekommen, die Sterne, die sich am Himmel wie in einer Hohlkugel darstellen, auf der äußern und convexen Seite einer Kugel abzubilden. Man glaubt, daß die erste Himmelskugel, deren Eudoxos gedenkt, wegen des auf derselben bemerkten Standes der Gestirne gegen die Punkte der Nachtgleichen, schon 1550 vor der christlichen Zeitrechnung verfertigt worden ist. Gewisser ist, daß Hipparchos eine mit Sternen besetzte Kuget verfertigt habe. Die älteste noch vorhandene Himmelskugel, von Bronze, von 7 Fuß Durchmesser, befindet sich im Museum des Cardinals Borgia zu Velletri und ist vom J. 1225. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts beschäftigte sich in Deutschland zuerst Regiomontanus mit künstlichen Himmelsgloben, die nachher von Mehrern in Nürnberg verfertigt wurden. Im 17. Jahrh. wurden bes. die Himmelsgloben der Gebrüder Wilhelm Janson und Joh. Janson Blân und Cäsius in Amsterdam berühmt. Die große Gottorpsche Weltkugel, welche der Mechanicus Andreas Busch, aus Limburg, für Friedrich III., Herzog von Holstein, 1656 zu verfertigen anfing, die aber erst 1664 geendet wurde, hatte 11 Schuh im

Durchmesser und war von Kupfer; sie stellte auf der äußern Fläche die Erdkugel, auf der innern das Himmelsgewölbe dar; inwendig an der Axe war ein Tisch mit Bänken angebracht, worauf 12 Personen sitzend beobachten konnten, wie sich die Kugel, als ein Himmel, in 24 Stunden über einen inwendigen Meridian und Horizont weg bewegte; diese Maschine ist in Petersburg reparirt worden und befindet sich noch da. E. Weigel gab 1681 eine Beschreibung verbesserter, von Kupfer und Messing verfertigter Himmels- und Erdkugeln heraus; er durchlöcherte die Stellen der Sterne und machte in die Kugelfläche Oeffnungen, durch welche man die Sterne in der Hohlfläche als helle Punkte sah. 1697 überreichte er dem König von Dänemark, Christian V., seinen Pancosmus, oder ein Weltall von Kupfer, von 10 Fuß im Durchschnitt, worauf die Sterne nach den Wappen der europäischen Mächte geordnet waren, das sich in 24 Stunden durch ein Uhrwerk drehte, und in das man selbst hineingehen konnte. Am meisten zeichnete sich aber durch Verfertigung großer Globen, zu Anfang des 18. Jahrh., Coronelli aus. Die von ihm für Ludwig XIV. verfertigten Kugeln zu Marly haben 13 Fuß Durchmesser. Wohlfeilere Globen lieferte zuerst der Holländer G. Valk, die aber von den französischen und englischen des de l'Isle und Moll an Genauigkeit übertroffen wurden. In Deutschland eröffnete L. Andreä zu Nürnberg die erste Officin von Himmels- und Erdgloben in leidlichen Preisen, welchem Endersch zu Elbingen und die Homannsche Officin von Nürnberg folgten. Letztere übertrug die Veranstaltung 1728 Doppelmayern, dessen Globen bald am verbreitetesten wurden und noch gangbar sind; sie haben gewöhnlich 6 Zoll, 8 Zoll und 1 rhein. Fuß im Durchmesser. Unter den neuern machen die von Bode besorgten Himmelskugeln, welche zu Nürnberg seit 1790 verfertigt werden, und beim Kunsthändler Franz daselbst zu bestellen sind, an Genauigkeit,

Vollständigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug streitig. Die vom Kriegsrath Sotzmann gezeichneten Erdkugeln zeigen die neuesten Entdeckungen. Jetzt werden auch brauchbare Globen von verschiedener Größe in Dresden (vom Prof. Hahn), in Leipzig und Weimar gefertigt. Vortreffliche ein- und zweifußige Globen liefern ferner Adam und Cary in London. Es ist aber zu bemerken, daß der Preis bei der Größe von 2 Fuß und darüber sehr hoch steigt, ohne daß darum für die Sache selbst wesentlich gewonnen würde. Für 20 Thlr. muß man jetzt eine sauber gearbeitete, genaue Erd- oder Himmelskugel haben können. Anweisung zum Gebrauch derselben gibt Bode in seinen »Erläuterungen der Sternkunde,« 1. Bd. S. 155 fg. — Gewöhnlich haben Globen beiderlei Art, eine mit Genauigkeit in Kugelform gebrachte pappene Unterlage; auf diese werden dann mit größter Genauigkeit vorher angefertigte Streifen von Papier, in Kugelsegmenten, auf welchen das Betreffende, in Kupfer gestochen, abgedruckt ist, gezogen; das Ganze wird dann mit einem Lackfirniß überstrichen. Alle Globen erfordern zu ihrer Anfertigung große Mühe und Sorgfalt, daher sie sich auch immer, wenn sie den Erfordernissen entsprechen sollen, in einem hohen Preise erhalten. Auf beiderlei G. finden sich übereinstimmend der Aequator, die Wende- und Polarkreise, und aller 5, 10 oder 15 Grade die Mittags- und Parallelkreise angegeben. Die beiden Pole werden durch zwei Stifte bezeichnet, um deren Axe sich die Kugel dreht, und an welchen ein messingener Ring (Mittagsring) befindlich ist, der die ganze Kugel umgibt, die Stelle eines Meridians vertritt und daher auch in die Grade der Breite getheilt ist. Am Nordpol ist gewöhnlich noch ein kleiner messingener Ring (Stundenring) angebracht, worauf zweimal 12 Stunden und kleinere Zehntheile bemerkt sind, mit einem Weiser, der sich sowohl mit der Kugel dreht, als auch aus freier Hand

sich stellen läßt. Hierzu kommt noch ein dünner Streifen Messing (Höhenquadrant), der sich an den messingenen Meridian anschrauben und an der Kugelfläche in jeder beliebigen Richtung anbringen läßt; er stellt den vierten Theil eines Zirkels dar und ist daher in 90° getheilt, denen aber gewöhnlich noch 18° zugegeben werden. Zu jedem G. gehört ein Gestell, das einen hölzernen Kranz (Horizont, worauf die Himmelsgegenden und viermal 90° nebst den Himmelszeichen und den 12 Monaten und den Monatstagen verzeichnet sind) trägt; in ihm ruht dann der G. vermittelst des messingenen Meridians, so daß in jeder Lage des G. immer die Hälfte darüber hervorragt. Unter dem G., aber von ihm getrennt, ist gewöhnlich noch ein Compaß angebracht. Durch den Erdglobus sowohl als den Himmelsglobus lassen sich eine Menge Aufgaben der praktischen Astronomie und der mathematischen Geographie mit Leichtigkeit lösen. s. (J. Scheibel's) »Vollst. Unterricht zum Gebrauche der künstl. Himmels- und Erdkugel,« Breslau 1779 u. 1785.

Glocester, s. Gloucester.

Glocke, 1) ein metallenes Werkzeug, welches oben einem abgerundeten Kegel gleicht und unten ausgeschweift ist; es dient dazu, einen sehr starken Schall hervorzubringen, wenn man mit einem eisernen Klöppel daran schlägt. Gewöhnlich ist der G.nklöppel, ein eiserner Klöppel, mittelst des G.nriemens in der Mitte der Glocke an dem Hängeeisen (einem eisernen Ring, welcher beim Gießen der Glocke darin befestigt wird) angehängt; da wo er an den Kranz schlägt, hat er einen Kopf. Man rechnet auf 1 Centner Glockengewicht 4 Pfund Klöppelgewicht. Die größern G.-klöppel werden auf den Eisenhämmern, die kleinern vom Grobschmied verfertigt. Die kleinsten G.n für den Kirchengebrauch wiegen wenigstens ½ Centner. Von der Menge des Metalls hängt die Stärke des Tons, von der

Form der G. die Tiefe desselben ab. Sollen mehrere G.n zusammenpassen oder ein harmonisches Geläute geben, so müssen die Töne der einzelnen G.n einen Accord bilden und von gleichmäßiger Stärke seyn. Die G.n werden aus Glockenspeise oder aus Eisen gegossen; letztere haben einen dumpfern Ton. Die Glockenspeise ist eine Metallmischung gewöhnlich von 1 Theile Zinn, 3, 5 oder auch wohl 10 Theilen Kupfer. Eine Beimischung von Messing ist im Ganzen unnöthig und höchstens bei unreinem Kupfer zu empfehlen; die Beimischung von etwas Zink oder Wißmuth macht den Ton heller, aber auch das Metall spröder, doch darf die Glockenspeise spröder seyn, als das Kanonenmetall. Der Zusatz von Silber kann nur in großer Menge den Ton verschönern (vgl. Bronze). Man unterscheidet an jeder G. 4 Theile, am untern Theile den Kranz oder Schlag, an ihn schlägt der Klöppel; er ist daher am stärksten, über dem Kranze die Schweifung, welche nach und nach an Stärke abnimmt, oben die Haube und auf derselben die Henkel. Der G.ngießer, welcher zu den Rothgießern gehört, sich aber ausschließlich mit Verfertigung der G.n beschäftiget, bisweilen auch zugleich Stückgießer ist, verfährt auf ähnliche Weise wie der Bildgießer (s. Bildgießerkunst), doch einfacher. Die G.nform, welche aus Kern, Dickte und Mantel besteht, verfertiget er in der Dammgrube vor dem Gießofen. Der Kern, der so groß ist wie der innere Raum der G., wird von Stein aufgemauert und mit Lehm überstrichen. Auf dem Kern wird die Dickte gelegt, welche dieselbe Größe und Gestalt als die G. hat; soll die G. Schrift oder Verzierungen bekommen, so werden diese von Wachs gebildet und auf der Dickte befestigt. Ueber die Dickte kommt der Mantel, ebenfalls von Lehm und durch eiserne Bänder zusammen gehalten, oben mit einem trichterförmigen Gießloch versehen. Um Kern und Dickte ganz rund zu machen, ist in der Mitte der Dammgrube auf einem höl-

zernen Pfahle eine drehbare Spindel mit Armen oder Scheren angebracht, in welche die Glockenschablone geschraubt wird. Die Schablone muß nach Erfahrung und Berechnung aus einem Brette geschnitten werden; beim Herumdrehen wird mit derselben die Form glatt gestrichen. Die fertige Glocken:form wird mit darunter angebrachtem Feuer ausgetrocknet, dann der Mantel abgenommen, die Dickte abgeschlagen und der Mantel wieder über den Kern gesetzt und gehörig verstrichen. Das Schmelzen des Metalls in dem Gießofen dauert nach Verhältniß der Masse, denn es werden immer mehrere G.n auf einmal gegossen, ein oder mehrere Tage ununterbrochen fort. Werden die Windpfeifen (Pfeifen) des Gießofens gelb oder bräunlich, so ist das Metall zum Gusse geschickt, und es wird nun untersucht, ob die Mischung richtig getroffen war. Man schöpft etwas Metall in eine kleine Form, kühlt es mit Wasser ab und zerschlägt das Stück; zeigt der Bruch zu große Zacken, so muß Zinn, zeigt er kaum bemerkbare Zacken, so muß Kupfer zugesetzt werden. Ist die Mischung gut, so wird der Ofen abgestochen und das Metall in die nächste, wenn diese gefüllt ist, in die folgende Form gelassen. Die gegossene G. erkaltet in 24 Stunden, wird ausgegraben, der Mantel zerschlagen und die G. aus der Dammgrube in die Höhe gewunden. 2) (Gesch.). Die Glocken entstanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingen des Orients, wo sie zu religiösen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch sie herbeizurufen meinte. Namentlich weiß man, daß das Osirisfest durch Glockenspiel verkündigt ward, und daß in Athen sich die Priester der Cybele bei ihren Opfern der Glocken bedienten. Plinius sagt, daß es lange vor seiner Zeit Glocken gegeben. Man nennte sie tintinnabula und Sueton berichtet uns, daß August eine solche vor dem Tempel des Jupiter aufhängen ließ. In der christlichen Kirche hingegen

bediente man sich der Glocken, die Gemeinden zu versammeln, welche man früher durch Läufer hatte zusammenrufen lassen. Nachher schlug man Bretter zusammen, um das Volk zum Gottesdienste einzuladen, daher man diese Bretter die heiligen Bretter nannte. Paulinus, Bischof zu Nola in Campanien, soll im 4. Jahrh. zuerst den Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher sollen sich auch die lat. Namen der Glocke **campana** und **nola** schreiben. Im 6. Jahrh. bediente man sich der Glocken schon in den Klostern; sie hingen auf dem Kirchdach in einem Gestelle. Gegen das Ende dieses Jahrh. hatten mehrere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papst Sabinian (st. 605) verordnete zuerst, daß alle Stunden durch Glockenschläge angezeigt würden, um die **horas canonicas**, d. i. die Sing- und Betstunden besser abwarten zu können. 610 belagerte Clotars Heer Sens, als Lupus, Bischof von Orleans, die Glocken von St. Stephan zu läuten befahl, worüber Clotar so erschrak, daß er die Belagerung aufhob. Im Anfange des 8. Jahrh. fing man an, die Kirchenglocken zu taufen, und ihnen einen Namen zu geben. In England gab man das Zeichen zum Gottesdienst mit Glocken. Im Morgenland wurde ihr Gebrauch im 9. Jahrh. eingeführt, in der Schweiz 1020; wann in Deutschland, ist ungewiß. Im 11. Jahrh. bekam der Dom zu Augsburg zwei Glockenthürme. Es scheint, man habe eine Ehre darein gesetzt, große Glocken zu haben. In Moskau sah und maß W. Coxe 1787 eine Glocke, die er auf 4320 Ctnr. schätzte. Eine andre Glocke in Moskau wiegt 356 Ctnr. und die 1819 neu gegossene Glocke wiegt 1600 Ctnr., die Zunge allein 18 Ctnr. Auf den pariser Dom kam 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfange hatte, und 340 Ctnr. wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegossen, die 354 Ctnr. und deren zehnthalb Fuß langer Klöppel 8 Ctnr.

wog. Aber die größte Glocke in den östr. Staaten ist zu Ollmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme; sie wiegt 358 Ctnr. Die erfurter große Glocke, die J. v. Campen goß und D. J. v. Lappen mit dem Namen Susanne taufte, wiegt 275 Ctnr., hat über 24 franz. Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Ctnr. wiegt.

Glocken (Wäscherin), faltenreiche Krausen und Besetzungen an Kleidern so falten, daß eine Reihe halbrunder Bogen entsteht. Man bedient sich dazu des Glockeisens, eines messingenen Cylinders, welcher vorn schwächer wird, spitzigrund zuläuft und hohl ist, um mit einem eisernen Bolzen erhitzt zu werden. Das Glockeisen ist entweder an einem kleinen Klotz befestigt oder kann an einen Tisch geschraubt werden.

Glockenspiel (Musik), ein Instrument aus diatonisch und chromatisch abgestimmten Glocken, von Metall oder Glas, von verschiedener Form und Größe zusammengesetzt, welche durch Hämmer angeschlagen werden. In größter Form hat man es, besonders in den Niederlanden, Holland und Nord-Frankreich, auf Thürmen, wo es entweder vermittelst einer großen Claviatur, von einem sogenannten Campanisten gespielt, oder vermittelst einer Walze, die gewöhnlich von der Thurmuhr getrieben, regiert wird. Andre haben eine Art Tangente, welche die Glocken berühren und nach Art eines Claviers gespielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, sondern mit der Faust, welche, um den Schlag auf die Taste mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzuge versehen wird. So schwierig auch die Behandlung ist, so gibt es doch Glockenspieler, welche dreistimmige Sätze ausführen, ja selbst Läufer, Triller und Arpeggios herausbringen. Burney erzählt, der Glockenspieler Scheppen zu Löwen habe mit einem fertigen Violinspieler gewettet, daß er ein sehr schweres Violonsolo auf den Glocken ausführen werde und die Wette

gewonnen. Pottheff, Organist und Glockenspieler auf dem Rathhausthurm in Amsterdam, erblindete in seinem 7. Lebensjahre, erhielt im 31. die erwähnte Stelle und spielte, obgleich jede Taste ein Gewicht von 2 Pfund erforderte, sein Glockenspiel so leicht wie einen Flügel. Er ließ sich 1772 vor Burney mit einigen Fugen darauf hören. In kleinerer Form hat man es mit einer Tastatur von gewöhnlich nur 3 Octaven Umfang in Gestalt eines kleinen Claviers, oder in Stubenuhren, wo es ebenfalls durch eine Walze gespielt wird. Endlich existirt es als Register in der Orgel, wo es gewöhnlich die 3 obern Octaven des Claviers enthält, und bei Janitscharenmusiken, wo die Glocken an einen Stab angereiht sind und von einem Hautboisten mit einem Hammer geschlagen werden.

Glockentaufe (Kircheng. u. Lit.). Wie man andere zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmte Gefäße und Werkzeuge schon im Judenthum und später in der christlichen Kirche weihte, bevor man sie brauchte, so weihete man seit Papst Johann XIII. (um 996), n. And. seit Karl d. Gr., auch die Glocken, mit mancherlei Ceremonien. Man wusch sie mit Weihwasser, sprach den Exorcismus über sie, um sie dem Einflusse böser Dämonen zu entziehen, gab ihnen Namen, salbte sie, rief Zeugen zur Weihe und sprach Segensformeln, fast wie bei der Taufe. Die Reformatoren fanden dies unschicklich und schafften es ab. Man glaubte übrigens später, daß dadurch die Glocken vor Wegführung durch Gewalt der Teufel gesichert und mit der Kraft versehen würden, Ungewitter und Unglücksfälle zu entfernen. Darum läutete man sie bei Gewittern. Noch jetzt findet die G. zuweilen in kathol. Ländern Statt.

Glockenthaler (Numism.), 7 verschiedene herzogl. braunschweig. Schauthaler, vom Herzog August 1643 geschlagen, alle mit einer Glocke und verschiedenen, schwer zu deutenden Inschriften be-

zeichnet. Sie wurden auf die Räumung der Stadt Wolfenbüttel von den kaiserl. Truppen am 13. Sept. 1643 geprägt, nach eigenhändigem Entwurfe des Herzogs, u. sind zum Theil sehr selten geworden.

Glockner (Großglockner), einer der höchsten Berge der norischen Alpenkette, zwischen Tyrol, Illyrien und dem Salzburger Kreise, ist 11,982 pariser Fuß hoch und besteht aus Thonschiefer und Glimmerschiefer.

Glogau, 1) Kreis im preuß. schlesischen Reg. Bez. Liegnitz; 17⅓ QM. groß, mit 56,600 E. 2) (Großglogau), Kreisstadt darin und Festung, an der Oder; Schloß, 883 H. 11,000 E. Gymnasium, Tuchmanufakturen, Siegellack- und Tabaksfabriken, Wachsbleiche, Leinweben, Kattundruckerei, Papiermühle, Flußschifffahrt, Handel. 3) (Gesch.). Das Fürstenthum G. ward von Konrad II., drittem Sohne Herzogs Heinrich II., der ganz Nieder- und Mittelschlesien besaß, 1241 gestiftet und begriff damals Glogau, Sagan, Crossen, Steinau, Freistadt und Kosten; Konrad theilte das Land unter seine 3 Söhne, Heinrich der Getreue erhielt Glogau, und später, nach der Brüder Tode, das Ganze und ward Großherzog von Polen. Seine 4 Söhne theilten wieder, Przislaw jedoch, der G. erhielt, wollte die Oberherrschaft Böhmens nicht anerkennen, sondern st. 1331 als freier Fürst. Seine 2 Brüder beerbten ihn, und nach verschiedenen Tauschen erhielt Heinrich V., Sohn des ältesten Heinrichs IV., 1360 G. ganz wieder. Seine 3 Söhne theilten, doch überlebte Heinrichs VIII. sie sämmtlich. Dessen Sohn, Heinrich X. und Enkel Heinrichs VI., folgte ihm; Letzterer st. aber 1481 ohne Erben, und sein Bruder, Johann II. von Sagan, folgte ihm. Dieser hinterließ 1476 nur eine Tochter, und der König von Ungarn nöthigte ihn, nicht diese, die an einen Herzog von Münsterberg verheirathet war, sondern Ungarn, das alte Lehnsrechte besaß, zum Erben einzusetzen. Johann Corvinus, natür-

licher Sohn des Matthias Corvinus, besaß nun G., später nöthigte Wladislaus, König von Böhmen, nach Matthias Corvinus Tode, diesen, G. an ihn abzutreten, und belehnte seinen jüngern Bruder, Sigismund, 1498 damit. Als dieser später Polen erhielt, vereinigte es Wladislaw wieder mit Böhmen, von Ferdinand I. ward es 1536 verpfändet, doch 1544 wieder eingelöst und blieb dann bei Böhmen, bis es 1742 an Preußen abgetreten wurde. G. als Stadt ward 1110 von dem nördlichen Ufer der Oder an das südliche verlegt, der Dom ward 1120 gestiftet. 1741 ward G. von den Preußen, unter dem Fürst Leopold von Dessau, erstürmt und nach der Besitznahme von 1742 bedeutend verstärkt. 1807 belagerten G. die Franzosen und nahmen es nach kurzer Vertheidigung ein. 1813 und 1814 wurde G. von Russen und Preußen belagert und beschossen und im April ihnen übergeben. 4) s. Oberglogau.

Glomazi (slavisches Heidenthum), eine, 2 Meilen von der Elbe, im Gau Glomuzi (s. Daleminzen) gelegene Quelle, die einen Sumpf, muthmaßlich den polschner See bei Lommatsch, bildete; war nach dem Glauben der Sorben, wenn ihnen Friede und fruchtbare Zeit bevorstand, voll Weizen, Hafer und Eicheln, und wenn Krieg einbrechen sollte, voll Asche und Blut, wahrscheinlich durch die Veranstaltung betrügerischer Priester. Noch um 1017, als die in jener Gegend wohnenden Sorben Christen waren, verehrten sie die Quelle G. mehr, als die Kirchen.

Glommen (Glaamen), Fluß im norwegischen Stifte Aggerhuus, kommt aus dem See Stor Skargen und fällt bei Friedrichsstad in den Christianförd. Er bildet bei Hafsland den Sarpenfall, den größten Wasserfall in Norwegen.

Gloria (lat.), Ehre, Ruhm ꝛc. Ein **Gloria**, ein Lobgesang (von dem Lobgesange der Engel: **Gloria in excelsis Deo:** Ehre sey

Gott in der Höhe!) — Die Glorie, Hoheit, Herrlichkeit, Pracht; dann auch der Heiligenschein, Strahlenkranz um das Haupt eines Heiligen; endlich bei den Malern ein Himmelsstück, oder ein Gemälde, worauf der Himmel mit Engeln, Heiligen ꝛc. dargestellt wird. — Die Glorification, die Verklärung, Verherrlichung. — Gloriiren, sich mit etwas rühmen, prahlen. — Glorios, glorreich, ruhm-, preiswürdig.

Glosse (v. gr.), 1) Erklärung eines unbekannten oder dunkeln Worts; 2) überhaupt einer etwas dunkeln Stelle in einem alten oder ausländischen Schriftsteller (vgl. Commentar und Scholien); (ist sie auf dem Rande der Schrift beigeschrieben: Randglosse); 3) Sammlung von dergleichen Erklärungen. Ist diese Sammlung in alphabetischer Ordnung veranstaltet, heißt sie **Glossarium** (vgl. Idiotikon), die Verfasser nennt man Glossatoren; 4) auch, auf das gemeine Leben übergetragen, so v. w. Anmerkung über etwas (Glossen oder Randglossen über etwas machen). 5) Besonders sind solche G. zum Justinianeischen Rechtsbuche merkwürdig; es sind hier die sachdienlichen Erläuterungen und Anmerkungen, welche die italienischen Rechtsgelehrten in Bologna und Pisa bei der Interpretation des **corpus juris** ihren Schülern mittheilten. Diese G.en wurden hernach den Manuscripten der Justinianeischen Compilationen beigefügt, anfangs in den Text selbst bei den Worten eingerückt, auf welche sie sich bezogen (**glossae interlineares**), nachher aber am Rande, theils neben, theils unter dem Text beigeschrieben (Randglossen). Irnerius (st. 1140) war der erste Glossator, obschon dieser Name erst unter seinen Schülern und Nachfolgern im Lehramte gebräuchlich wurde. Accursius sammelte die verschiedenen G. seiner Vorgänger und compilirte sie, mit Hinzufügung mancher eigenen Bemerkungen zu seiner **Glossa ordinaria**; 6) (Dichtk.), aus der spanischen und portugiesischen

Poeſie in die deutſche von den Gebrüdern Schlegel (die ſie Variationen nennen) übertragene Art von zierlichen und kunſtreichen Gedichten, die mit einem Thema von 1 — 4 und mehr Verſen beginnen, welche in eben ſo viel Strophen weiter ausgeführt werden. Die Schlußzeile von jeder Strophe bildet dann ſtets eine Verszeile des Thema's, in derſelben Ordnung, wie ſie dort folgen.

Gloſſopetren (Glossopetrae), Zungenſteine, Schlangenzungen — verſteinerte Zähne von Fiſchen oder Seethieren.

Gloſſotomie (gr.), die anatomiſche Zergliederung der Zunge.

Glottologie (gr.), die Kenntniß, Lehre von den Sprachen.

Glouceſter (Gloceſter), 1) Shire in England, an der Savern, zwiſchen Worceſter, Hereford, Warwick, Oxford, Wilt, Sommerſet, dem Kanal von Briſtol und Monmouth; 59⅛ QM. groß, mit 335,800 E., iſt meiſt eben und hat nur im O. die Hügel Coleswood, im W. den Wald Dean, die Flüſſe: Savern, Wye, beide Avon, Frome und den Stroudkanal; liefert Eiſen, Ocker, Steinkohlen, Obſt, Getreide, Flachs u. a. 2) Hauptſtadt an der Savern und dem Glouceſter-Berkley-Kanale; 1732 H. 9750 E. Glashütten, Nadelfabriken, Schifffahrt, Handel. 3) Grafſchaft im nordamerikan. Freiſtaate New-Jerſey, zwiſchen dem Delaware und dem Meere; 51 QM. groß, mit 20,000 E. 4) Hauptſtadt derſelben, am Delaware; 1800 Ew. 5) Grafſchaft im nordamerikan. Freiſtaate Virginien; 16,000 E. 6) Stadt im nordamerikan. Freiſtaate Maſſachuſets, auf einer Landenge; 700 H. 6900 E. Hafen an der Cape-Anne-Bai. 7) (Glouceſter-Town), britiſche Stadt auf der Küſte Sierra Leona, in Weſtafrika unweit der Mündung des Sierra-Leonaſluſſes; 800 Ew.

Glouceſter (engl. Geſch.), Grafen und Herzöge von, der Titel des dritten Prinzen oder der Adoptivkinder des königlichen Hauſes

von England. Auszuzeichnen sind: 1) (Robert), Graf von G., Heinrichs I. natürlicher Sohn, erfocht in den bürgerlichen Unruhen d. J. 1139, zu Gunsten der Königin Mathilde, den Sieg bei Lincoln und nahm den Gegenkönig Stephan gefangen, wurde aber durch feindliche List 1142 ebenfalls gefangen und gegen Stephan ausgewechselt; st. 1146. 2) Als unter Heinrich III. der Graf von Leicester sich empörte, war ein Bruder des Königs, Graf von G., Mitanführer in der Schlacht bei Lewes 1264. Unwillig über die Anmaßungen des Grafen von Leicester, zog er sich nicht allein vom Hofe des schwachen Heinrichs zurück, sondern verschaffte auch dem gefangenen Prinzen Eduard, durch List die Freiheit, stellte sich an die Spitze der königl. Partei und erfocht 1265 an der Severne einen entscheidenden Sieg, wobei der Graf von Leicester blieb. Später glaubte er sich zurückgesetzt und erregte einen erfolglosen Aufstand, den er mit einer Summe von 20,000 Mark büßen mußte. Als während der Abwesenheit des Prinzen Eduard der König Heinrich III. 1272 st., ernannte ihn dieser kurz vor seinem Tode zum Reichsverweser. 3) Dessen Sohn, brachte 1312 einen Vergleich mit dem sich gegen Eduard II. empörenden König der Schotten Bruce zu Stande, fand bei erneuerten Unruhen in der Schlacht bei Stirling 1312 als Anführer der königlichen Armee seinen Tod. 4) (Humphrey), Herzog von G., Sohn Heinrichs IV., wurde an der Stelle seines Bruders, des Herzogs von Bedfort, der den Krieg in Frankreich führte, Staatsverweser, während der Minderjährigkeit Heinrichs VI., wo seine unaufhörlichen Streitigkeiten mit dem Erzieher des Königs, dem Cardinal Beaufort, viel Verwirrung der innern Angelegenheiten herbeiführten. Die Vermählung des Königs mit Margarethe von Anjou, gaben dem Cardinal ein bedeutendes Uebergewicht, was dieser zum Sturz des Herzogs von G. benutzte, den er 1447 der Verrätherei anklagte, worauf G. den Tag nach seiner Ge-

fangennehmung todt im Bette gefunden wurde. 5) (Richard), Herzog von G., so v. w. Richard III.

Glover (Richard), geb. 1712 zu London und in Surrey erzogen; widmete sich dem Handel, ohne indeß seiner vorherrschenden Neigung zur Poesie zu entsagen. Kaum 16 Jahre alt, schrieb er ein Gedicht auf Newton, das mit Beifall aufgenommen ward. Aber sein Hauptruhm gründet sich auf das Heldengedicht: »**Leonidas**,« London 1737; deutsch von J. A. Ebert, 5. Ausg., Hamburg 1778. Im J. 1739 erschien das Gedicht: »**London or the progress of commerce**,« welches nebst seiner Ballade: »**Admiral Hosier's ghost**,« keinen geringen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin den Engländern das Unrecht fühlbar gemacht ward, welches die Spanier dem englischen Handel zufügten. G's. Trauerspiele »**Boadicea**« (1753) und »**Medea**« (1761) machten Glück auf der Bühne. Nach dem Regierungsantritt Georgs III. wurde G. zum Parlamentsglied für die Stadt Weymouth gewählt, und zeichnete sich durch seine kräftige und überzeugende Beredsamkeit aus. Gewissermaßen eine Fortsetzung seines **Leonidas**, von welchem er 1770 eine Umarbeitung lieferte, war das epische Gedicht: »**the Atheniad**,« das ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte und nach seinem Tode, im J. 1785, von seiner Tochter, Mistris Halsat, London 1788, herausgegeben ward. Noch erschienen nach s. Tode, als Auszug aus s. Tagebuche: »**Memoirs of a celebrated literary and political character**« (London 1814), worin er mit großer Wahrheitsliebe, aber nicht ohne Strenge und Bitterkeit, von den Ereignissen und manchen Personen s. Zeit spricht, und aus welchen man hat beweisen wollen, daß er der Verfasser der Juniusbriefe sey.

Gluck (Christoph von), geb. 1714 zu Weißenwangen in der

Oberpfalz; studirte in Prag Musik, und zeichnete sich bald auf mehrern Instrumenten aus. Er ging nach Italien, wo er die Composition unter dem Capellmeister J. B. San Martino studirte und seine erste Oper in Mailand aufführte. 1742 schrieb er zu Venedig die Oper Demetrius; 1745 ging er nach England, wo er u. a. den Sturz der Giganten componirte. Er wählte nun Wien zu seinem Aufenthalt und fing an in seiner Opercomposition, vorzüglich in England schon durch D. Arne darauf hingeleitet, einen ganz besondern Weg einzuschlagen, indem er die italienische Gattung, wo sich die Oper wenig von dem Concert unterschied, verließ und sich hingegen ganz dem Ausdruck der Worte und der Situation hingab und somit Dichtung und Musik zu einem Ganzen zu vereinigen suchte. Hier schrieb er die Opern Helena und Paris und das berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaiser Josephs II., in welchem die hohen Personen der kaiserl. Familie die Rollen selbst ausführten. Der franz. Dichter Bailli von Rollet, der während seines Aufenthalts in Wien mit G. bekannt geworden war, unternahm es, Racine's »Iphigenia« in eine Oper umzuwandeln und bot seinem Freunde den Text zur Composition an, worauf G. um so lieber einging, da ihn die Idee ergriffen hatte, die franz. Sprache eigne sich besser zum Ausdruck tiefer, kräftiger und männlicher Gefühle selbst in der Musik als die italienische; eine Ansicht, welcher Rousseau in Betreff des Gesanges geradezu widersprach, und die auch durch die Zeit, trotz der Erfolge, welche G.'s Muse auf den franz. Bühnen machte, nicht bestätigt worden ist. Mit einer bisher noch nie aufgewendeten Sorgfalt machte sich G. nun ans Werk und brachte, statt 2 bis 3 Wochen, die er sonst zur Niederschreibung einer Oper brauchte, ein ganzes Jahr zu, ehe er mit der Musik eines Meisterwerks zu Stande kam, das eigens für Paris von ihm verfertigt ward. Aber hier fand der deutsche Componist fast unübersteig-

liche Hindernisse, welche ihm Nationaleitelkeit und eingewurzeltes Vorurtheil in den Weg thürmten. Auf die bloße Anzeige von dem Unterfangen, der großen pariser Oper ein Werk seiner Feder anzubieten, erhoben sich ganze Scharen der Musiker von Profession und alle sogenannte Kunstkenner, und nimmermehr würde G. sein Ziel erreicht haben, hätte sich die Königin Maria Antoinette, seine Schülerin einst und Gönnerin von Wien aus, der Sache nicht angenommen, und durch einen Befehl die Aufführung bewirkt. Zu Anfang 1774 kam der 60jährige G. selbst nach Paris, und den 19. April wurde endlich die vielbesprochene Oper zum ersten Mal gegeben. Das Theater war überfüllt von Zuschauern aus allen Klassen, und der Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, ungeheuer. Gleich die Ouverture mußte — was unerhört in den Annalen der Musik in Frankreich war — wiederholt werden und mit jedem einzelnen Musikstück stieg der Enthusiasmus des Publikums. Sie wurde in den ersten zwei Jahren 170 Mal gegeben. Bald darauf ward auch die Oper »Orpheus,« deren Text ins Franz. übers. worden, in die Scene gesetzt, und mit gleichem Entzücken aufgenommen. Ein paar andre Opern: »**L'arbre enchanté**« und »**La Cythère assiégée**,« welche im folg. J. zur Aufführung kamen, machten weniger Glück, desto mehr aber wieder seine berühmte »Alceste,« in welcher, wie in den Furienchören im »Orpheus,« die Schrecken des Tartarus den Hörer zu umschweben scheinen. Noch mehr sprach »Armida« 1777 an, die man früher mit Lully's weichlicher Musik ungern gehört hatte. 30 Mal nach einander wurde diese große Oper gegeben, und der Ruhm, welchen sie ihrem Componisten brachte, nur noch von dem übertroffen, der seinem letzten großen Meisterwerke, der »Iphigenia in Tauris« 1779 und »Echo und Narcissus« folgte. Ein paar andre Opern: »Roland,« und »Die Danaiden,« wurden nicht vollendet; das Brouillon der, er-

stern warf G. ins Feuer, als er vernahm, daß sein musikalischer Gegner Piccini dasselbe Sujet zu componiren vorhatte, und an der Vollendung der andern hinderte ihn der Tod. (Sie wurde seitdem nicht ohne Glück von Salieri vollendet.) 1787 kehrte der Ritter G. mit einem sehr ansehnlichen Vermögen nach Deutschland zurück, woselbst er zu Wien noch in dems. J., den 15. Nov., starb. Merkwürdig ist der Streit, der auf Veranlassung der Reform, welche G. durch seine im größten Styl geschriebenen Compositionen in der Musik in Frankreich bewirkte, daselbst zwischen seinen Verehrern und den Anhängern der alten italienischen und franz. Schule, an deren Spitze gewissermaßen der allerdings auch geniale Piccini stand, ausbrach. Ganz Paris nahm Partei, man stritt mit Wort und Feder, und lange Zeit hindurch feindeten sich die Gluckisten und Picciniſten mit derselben Bitterkeit an, mit welcher sich früher Jansenisten und Jesuiten, später Royalisten und Jakobiner anfeindeten. G. und Piccini selbst, zu ihrer Ehre sey es gesagt, theilten das Gefühl nur kurze Zeit und hatten sich, da Einer den Andern, trotz abweichender Meinungen und Ansichten, schätzen mußte, längst ausgesöhnt, als ihre blinden Bewunderer noch immer gegen einander zu Felde zogen. Erwähnung verdient hierbei der Umstand, daß in diesem musikalischen Meinungsstreite J. J. Rousseau, Arnaud und Suard sich für Gluck, Marmontel und Laharpe für Piccini erklärten. Natürlich, daß der Sieg auf Seiten derer war, welche dem Reformator der großen Oper anhingen. Die von den genannten Schriftstellern bei dieser Gelegenheit erschienenen Aufsätze sind in eine interess. Samml. gebracht worden: »**Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par Mr. la chev. Gluck**« (Paris 1781). Ein Jahr nach G.'s Tode ward auf Befehl Ludwigs XVI. die auf Subscription von Houdon in Marmor verfertigte Büste des großen Tonsetzers im Foyer des Operntheaters aufge-

stellt. In Betreff einer echt dramatischen Durchführung der Musik steht G. unerreicht in seiner Kunst da, und die Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks, welchen er sowohl in die erschütterndsten als in die sanftesten Scenen, ohne alle vulgaire Verzierungen von Cadenzen, Trillern, Läufern u. dgl. zu legen wußte, läßt sich nicht mit Worten darlegen. G. band sich ganz gegen die Sitte der mehrsten andern Tondichter streng an den Genius der Sprache, und nie sieht man ihn zu Gunsten irgend einer Passage die Worte ungebührlich dehnen oder kürzen. Das Dedicationsschreiben, mit welchem er s. »Alceste« dem Großherz. Leopold von Toscana übergab, spricht s. trefflichen Ansichten über die dram. Musik einfach aus. Die Trompete ward durch ihn zuerst in die franz. Orchester eingeführt, und ihr sparsamer und zweckmäßiger Gebrauch erhöhte damals eben so die Wirkung s. großen Musiken, wie jetzt ihr lächerlicher Mißbrauch bei manchen Compositionen den beabsichtigten Effect imponirender Größe zerstört.

Glückstadt, befestigte Hauptstadt des dänischen Herzogthums Holstein, an der Elbe und am Rhyn; 900 H. 5200 E. Sitz der Landesregierungen; Wollenstrumpfwebereien, Freihafen, Handel, Wallfischfang.

Glücksthaler (Num.), Thaler, welche das Bild der Fortuna darstellen, wie es auf einem Braunschweigischen von 1623, einem Glückstädtischen von 1620—46 und einem Mecklenburgischen von 1612 u. 13 geschieht.

Glufen, gespaltene Nadeln, welche sonst gewöhnlich waren; die Nadler, welche sie fertigten, hießen Glufenmacher oder Glufner.

Glühende Kugeln (Artill.), Kanonenkugeln, welche auf einem, über einer Feuergrube befindlichen, eisernen Roste, oder auch in einem dazu erbauten Ofen kirschroth geglüht, mit einer Zange von demselben abgenommen und mittelst eines eisernen Löffels in die schon

mit Pulver und einem Vorschlag von Rasen geladene Kanone gebracht werden. Sie dienen zum Anzünden feindlicher Gebäude, Magazine, der von Holz und Faschinen erbauten Batterien u. dgl. Obgleich Grenaden und Brandkugeln dieselbe Wirkung haben, so fehlt ihnen doch sowohl die Schußweite, als auch die genaue Richtung der Stückkugeln.

Glühwachs ist bei mehreren Metallarbeitern eine Mischung von Wachs, Grünspan, Vitriol, Röthel und Borax, womit sie die vergoldeten Sachen bestreichen und abglühen, damit die Vergoldung eine höhere Farbe erhält.

Glühwurm, s. Johanniswürmchen.

Glutination (lat.), das Zusammenleimen, Zusammenlöthen. — Glutinativisch, zusammenheilend, bindend.

Glutinös (lat.), klebrig, zäh, schleimig.

Glycerius, gemeiner, aber tapferer Soldat; erhob sich 473, vom König der Burgunder, Gundobald, unterstützt, nach Majorianus und Olybrius Tode, zum Kaiser. Gegen ihn ernannte der griech. Hof Julius Nepos, und G. mußte Bischof zu Salona werden.

Glycine (fr. Glucine), Süßerde, eine von Vauquelin in dem Beryll und Smaragd entdeckte einfache Erde, deren Verbindungen mit Säuren einen süßen Geschmack haben; im Feuer ist sie ganz unschmelbar.

Glycion (gr.), Süßholz.

Glykera, 1) Hetäre, Geliebte des Herpalos, um 330 v. Chr., der sie Königin nennen und nach persischer Sitte durch Anbetung verehren ließ, und dem sie politisch nützlich ward, dann des Dichters Menander Geliebte. Unter ihrem Namen einige Briefe bei Alkiphron. 2) Verfertigerin künstlicher Blumen (daher Stephanoplokos, Kranzflechterin), des Malers Pausias Geliebte, der sie sitzend, mit einem Kranz in der Hand, darstellte. Für eine Copie von diesem Ge-

mälde (Stephanopolis, die Kranzverkäuferin, des Pausanias gelungenstes Werk) zahlte C. Lucullus 2 Talente (3000 Thlr.).

Glykisonetes, sonst irrig als ein Sohn des Herkules und der Deianira angenommen, statt der 2 Söhne Glenos und Oneites.

Glykon, 1) Bildner, Verfertiger der Herkulesstatue im farnesischen Palaste; 2) berühmter Dichter; 3) so v. w. Lykon.

Glykonischer Vers (Metr.), zur choriambischen Versart (s. Choriambos, vgl. Logaödische Verse) gehöriger Vers, (–⏑–⏑⏑–⏑⏑) der sich von den beiden Asklepiadeen (s. Asklepiadeischer Vers) nur durch die geringere Anzahl der Choriamben unterscheidet, z. B. (gl. V.): Niemals, glaube mir, täuscht' ich dich; (1. asklep. V.): Niemals, glaube mir, nie täuscht' ich dich, Theuerster; u. (2. asklep. V.): Niemals, glaube mir, nie täuscht' ich dich, du Theuerster; zweifelst du? Horaz hat in einer einzigen Ausnahme (**Carm. 1, 15. 36**) einen trochäischen Anfang. Derselbe gebraucht ihn einzeln vor einem asklepiadeischen Vers, oder endigt mit ihm die asklepiadeische Strophe. In Systemen schließt ihn gewöhnlich ein pherekratischer Vers, wie bei Catull. Ganze Chöre in Gl. Versen hat Seneca (**Thyest. V. 336 ff.** und **Herc. fur. 875 ff.**). Dem Gl. V. liegt der trochäische, arsisch schließende Dimeter (–⏑–⏑|–⏑⏑) zu Grunde, welcher in dem griechischen Drama nicht nur obige, sondern auch alle übrige, durch Auflösung der Trochäen (s. d.) entstehende Formen, auch mit dem Auftakt, ohne Veränderung seines Rhythmus, annahm (wovon die römischen Dichter keinen Gebrauch machten).

Glyphe, in der Baukunst, eine Vertiefung, ein kleiner Kanal, Schlitz, z. B. bei den Triglyphen der dorischen Säulenart.

Glyphographische Figuren, bemalte Reliefs und Statuen, wie sie ehedem in Aegypten häufig gefunden wurden und woran besonders die Erhaltung der Farben bewundernswürdig war.

Glyptik, die Kunst, in Metall oder Stein zu graben, zu stechen. Glyptographie, die Beschreibung der geschnittenen Steine (s. Steinschneidekunst).

Glyptothek heißt das in München zur Aufnahme der alten plastischen Denkmäler bestimmte Gebäude. Der jetzige König von Baiern hatte in Italien eine Auswahl der trefflichsten Marmorarbeiten erworben, und ertheilte hierauf dem Hofbauintendanten und Oberbaurathe Leo Klenze, den Auftrag, ein Gebäude für ihre künftige Aufstellung auszuführen, das durch seine bedeutsame Einrichtung selbst von Außen schon ankündige, daß es ein Tempel sey, in den Götter einziehen werden. Bei der großen Begünstigung, die dadurch dem Baukünstler zugestanden war, konnte eine Vermählung der Architektur und Plastik stattfinden, wie sie in den meisten Kunstspeichern, die wir Museen nennen, nur zu sehr vermißt wird. Die Reihe der aufzunehmenden Kunstwerke bedingte die Eintheilung in zehn Säle, die dem Auge faktisch darstellen, wie die griechische Kunst aus ägyptischer Wurzel aufwuchs, wie sie sich erhob, veredelte, in Rom erhielt, versank und später wieder aufrichtete; außerdem wurden drei andre Säle zur Unterhaltung an kunstfestlichen Tagen bestimmt. Unter mehreren Hunderten, zum Theil wenig gekannten Kunstwerken sieht man hier die Aegineten (s. d.), den schlafenden Faun, die kolossale Muse, Nero und die Gruppe der Isis aus dem Hause Barbarini; die Pallas, die Leukothea, den fauno colla machia und den kolossalen Antinous aus

dem Hause Albani; die Muse Rondanini, die gabinische Diana von Brasihi, die Pallas und Roma von Fesch ꝛc.

Gmelin 1) (Joh. Georg), geb. zu Tübingen 1709; wurde 1731 zu Petersburg, wohin er sich als Doctor der Medicin 1727 begeben hatte, ord. Prof. der Chemie und Naturgeschichte, reis'te 1733 auf kaiserl. Kosten nach Siberien, um das Land zu untersuchen und kehrte 1743 nach Petersburg, 1747 aber in sein Vaterland zurück. Nach erhaltener Entlassung wurde er 1749 Prof. der Botanik und Chemie zu Tübingen, wo er 1755 starb. Sein Hauptwerk ist: »Reisen durch Siberien,« 4 Bde., Göttingen 1751—1752, auch holländisch, Harlem 1751—52, und auszugsweise franz., 2 Bde., Paris 1767, übersetzt; nächstdem »**Flora siberica**,« 4 Bde. Petersb. 1747—70 (die beiden letzten Bde. von G. 3) herausgegeben). 2) (Phil. Friedr.), Bruder des Vorigen, geb. zu Tübingen 1721; wurde das. 1750 außerordentl. Prof. der Medicin, 1755 aber Prof. der Bot. und Chemie; st. 1768; hinterließ u. a.: »**Otia botanica**,« Tübing. 1760, 4., und nahm thätigen Antheil an der »**Onomatologia medica completa**, 1 Thl., die zu Ulm, Frankf. und Leipz. mit Hallers Vorrede in 2 Bdn., 1754 und 55, n. Aufl. 1772 und 76, erschien. 3) (Sam. Gottlieb), Neffe von G. 1) und 2), geb. zu Tübingen 1748; wurde 1763 das. Doctor der Med., knüpfte auf einer Reise nach Holland Bekanntschaft mit Pallas an, erhielt 1766 einen Ruf als Prof. der Botanik nach Petersburg und bereis'te auf kaiserl. Kosten, mit Pallas, Güldenstedt und Lapochin, von 1763—73 das östliche Rußland, wurde 1774 auf der Rückreise vom Khan der Khaitaken gefangen und st. während der Gefangenschaft noch in diesem Jahre an der Ruhr; gab heraus: »**Historia fucorum**,» m. K., Petersburg 1768, 4., u. »Reisen durch Rußland zu Untersuchung der drei Naturreiche,« m. K., 4 Bde., Petersburg 1771—84, 4. (der letzte

Theil ist von Pallas). 4) (Wilh. Friedrich), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. zu Badenweiler im Breisgau 1745, gest. in Rom 1821. Seine Eltern schickten ihn nach Basel, wo Christian von Mechel damals eine sogenannte Künstlerschule hielt. Allein Mechel war nicht nur selbst ein mittelmäßiger Zeichner und Stecher; er betrachtete auch außerdem die Kunst einzig aus dem Gesichtspunkte des Erwerbs, und sein Institut war im Grunde eine Fabrik von gangbaren Artikeln. Doch sahen die jungen Künstler in Mechel's Handlung manche gute Gemälde u. treffliche Kupferstiche, und hauptsächlich dem — vor dem strengen Meister verheimlichten — Studium derselben verdankten es Strütt, G., Haldenwang, Dunker u. A., daß sie sich aus der Schranke des unfreien Handwerks in das freie Gebiet der Kunst hinüber zu retten vermochten. G. mußte während seiner Lehrjahre in Basel Alles durcheinander stechen, Portraits, Architektur, Landschaften ꝛc., indessen findet man in einigen seiner Blätter aus dieser Periode, z. B. in den Rheinansichten nach Schalch und Comte, bereits den reinen festen Grabstichel, der s. späteren Werke auszeichnet. 1788 ging G. nach Rom. Von hier rief ihn Philipp Hackert nach Neapel. G. hatte für ihn bereits zwei Blätter gestochen, als Georg Hackert an s. Stelle trat. G. kehrte daher, zu Ende 1790, nach Rom zurück, wo er nun fleißig nach der Natur, meist in Sepia, zeichnete. Er verlor sich dabei nicht in kleinliches Detail, sondern wußte das Bedeutsame und Eigenthümliche jeder Ansicht aufzufassen, und s. Styl zeigte tiefes Studium der Natur. In den letzten Jahren machte er auch Versuche im Coloriren; allein er besaß mehr Sinn für Formen als für Farben, was auch in s. Landschaften nach Claude Lorrain bemerklich ist. Außer s. schönen Sepiazeichnungen, beschenkte der fleißige Künstler das Publikum noch mit vielen großen und sorgfältigen Kupferstichen. Sie gehören zu dem Gediegensten, was der Grabstichel hervorge-

bracht hat, und man bemerkt bloß in einigen späteren Productionen harte und zu starke Betonung einzelner Stellen. G. schnitt s. Platten sehr tief, wahrscheinlich um viele Abdrücke zu gewinnen, und legte zu wenig Werth auf den malerischen Reiz der Nadel. Sie wurden, wie s. Zeichnungen, von Kunstfreunden gesucht, und der arbeitsame Künstler sah sich durch ein bedeutendes Vermögen belohnt. G. besaß auch wissenschaftliche Bildung und ein großes Talent für Mechanik. Er hat einige Maschinen erfunden, u. a. eine für Kupferstecher, die s. Combinationsgabe Ehre machen. Zugleich war er ein geschickter Drechsler. Sein Sohn, welcher die Laufbahn s. Vaters betreten will, befindet sich in Karlsruhe bei s. Oheim, dem Naturforscher.

Gnade (gratia, χάρις), 1) ehemals Zuneigung überhaupt; 2) insbesondere wohlwollende Gesinnung Höherer gegen Niedrige, worauf diese keinen Anspruch zu machen haben; 3) die Bethätigung dieser (gnädigen) Gesinnung; 4) Gnade Gottes, Theol.), die Güte und Liebe Gottes, in wie fern sie den Menschen unverdiente Wohlthaten zufließen läßt und dem Sünder Verzeihung zugesteht; 5) die Wohlthaten selbst, welche Gott uns zufließen läßt, oder auch eine einzelne solche göttliche Wohlthat, die ein Mensch empfangen hat; daher, namentlich in den Episteln des Paulus, bald die Sendung Jesu im Allgemeinen, bald das von ihm gestiftete Christenthum, bald das den Aposteln anvertraute Amt; 6) der Beistand, welchen Gott den Menschen bei seinem Besserungsgeschäfte zu Theil werden läßt, oder der Inbegriff alles dessen, was Gott gethan hat und noch thut, um die Menschen zur Tugend und Seligkeit hinzuleiten, weil alles dies in der Schrift als eine Wirkung der Gnade Gottes dargestellt wird. Daß dieser Gnade der Mensch bedürfe, sie gewiß empfange, wenn er sie benutzen will, aber auch wieder verlieren könne, wenn sie ihm schon zu Theil geworden, ist Lehre der Bibel und war es zu aller

Zeit in der rechtgläubigen Kirche. Pelagius läugnete das Erste wohl nicht, wenn er behauptete, daß der Mensch nicht ohne alle Fähigkeit sey, das Gute zu wählen und sich zu bessern; aber seine Gegner, besonders Augustin, legten ihm dies als eine, der Bibel entgegenlaufende Meinung zur Last, und nicht bloß damals behielt die härtere Ansicht von gänzlicher Verdorbenheit und Unfähigkeit der menschlichen Natur zum Guten, nach welcher die göttliche Gnade Alles thue, der Mensch sich nur leidend verhalten könne, die Oberhand, sondern ward auch von Luther, im Kampfe gegen die katholische Theorie von der Nützlichkeit der sogenannten guten Werke und des eignen Verdienstes, bisweilen fast zu stark ausgesprochen.

Gnadenbild ist in der röm. kathol. Kirche ein Bild der Mutter Gottes oder eines Heiligen, das für wunderthätig ausgegeben wird; und Gnadenort ein solcher, wo dergl. Bilder aufgestellt sind und wohin man wallfahret. — Gnadengroschen, die Gnadensteuer beim Bergbaue, dasjenige, was von gewonnenem Silber im Zehenden zurückbehalten wird, um davon den armen Zechen eine Unterstützung zu reichen. — Gnadenjahr heißt: wenn die Witwe od. die Kinder eines verstorbenen Beamten dessen Gehalt noch auf ein ganzes Jahr genießen. Erhalten sie es auf ein halbes Jahr, so heißt es das halbe Gnadenjahr. — Gnadenkauf heißt ein solcher Handel, wo der Verkäufer dem Käufer den größten Theil des zuvor ausgemachten Preises freiwillig erläßt. — Gnadenkirchen sind in Schlesien mehrere evangelisch-lutherische Kirchen (nämlich zu Landeshut, Hirschberg, Freistadt, Sagan, Militsch und Leschen), welchen zu ihrer Erbauung vom Kaiser Joseph I. sowohl Darlehne, als Geschenke bewilliget wurden.

Gneisenau (Neidhard, Graf von), geb. den 28. Oct. 1760 in Schilda bei der Durchreise seiner Mutter, der Gattin eines öster-

reichischen Hauptmanns; kam nach dem frühen Verluste derselben in das Haus seines Großvaters, des Artillerieobersten Müller, damaligem Commandanten von Würzburg, bezog dann die Universität zu Erfurt, von wo, nach vollendeten Studien, er in baireuthische Dienste trat; 1781 ging er mit den Ersatzmannschaften über England nach Amerika. Wegen des schon geschlossenen Waffenstillstandes konnte er dort keinen Theil mehr an dem Kriege nehmen, kehrte 1783 nach Deutschland zurück und trat sogleich in preußische Dienste, wo er als Officier à la suite in Potsdam stand. 1789 kam er als Hauptmann zur niederschlesischen Füselier-Brigade und garnisonirte abwechselnd in Bunzlau, Löwenberg und Jauer. Im J. 1796 heirathete er seine jetzige Gemahlin, eine geb. von Kottwitz, aus welcher Ehe 7 Kinder entsprossen. Den Feldzug in Polen machte er 1793 und 94 mit. 1806 ward man auf seine Talente, die er durch das Studium der Kriegswissenschaften ausgebildet hatte, aufmerksam; er wurde, nachdem er den Feldzug in Sachsen mitgemacht hatte, Major und als solcher nach dem hart belagerten Kolberg als neuer Commandant geschickt. Durch seine geschickten und muthigen Maßregeln erhielt er seinem Könige diese Festung, der ihn dafür zum Obristlieutenant und Obrist ernannte und ihm den Orden pour le mérite verlieh. Nach dem eingetretenen Frieden nahm er, scheinbar, seine Entlassung und arbeitete seitdem, indem er 1808 und 1813 in geheimen Aufträgen zwei Mal in London, in Stockholm und Petersburg war, an der Befreiung Preußens. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich ward er Generalmajor und Generalquartiermeister der schlesischen Armee, nach Scharnhorsts Tode Chef des Generalstabes und Gefährte Blüchers. Der meisterhafte Rückzug von Lützen bis Breslau, der entscheidende Sieg an der Katzbach, der Uebergang bei Wartenburg und der Erfolg der Schlacht bei Möckern, waren größtentheils Werke seiner Rath-

schläge. Als Generallieutenant hatte er 1814 großen Theil an den strategischen Operationen, wie an den Siegen bei Brienne, Laon und Paris. Nach dem pariser Frieden erhob ihn der König von Preußen, mit einer Dotation (Sommerschenburg) von 10,000 Thlr. jährlicher Einkünfte, in den Grafenstand u. ernannte ihn zum General der Infanterie. 1815 war es G., der die bei Ligny geschlagene preußische Armee in wenigen Stunden in die Verfassung setzte, den glänzenden Sieg bei Belle-Alliance (Waterloo) zu erkämpfen; er verfolgte hierauf den geschlagenen Feind bis Paris auf dem Fuße und nahm als Minister am Friedensabschlusse Antheil. Hierauf ward er commandirender General in den Rheinprovinzen, legte jedoch diese Stelle aus politischen Gründen 1816 nieder und lebte mit Erlaubniß des Königs u. mit vollem Gehalte theils in Berlin, theils auf dem schon früher ihm gehörigen Gute Großerdmannsdorf bei Hirschberg in Schlesien. 1821 ertheilte ihm sein Fürst die Stelle eines Gouverneurs der Residenz Berlin, und nachdem er bereits schon vor Jahren Ritter des schwarzen Adlerordens geworden und von den hohen Verbündeten ihre militairischen Orden empfangen hatte, erhob ihn der König 1825 zum wirklichen Generalfeldmarschall des preuß. Heeres und übertrug ihm den Vorsitz im Staatsrathe der auswärtigen und Militairangelegenheiten. Bewundernswürdiger militairischer Blick, entschlossene Festigkeit, kalte Ruhe in der Gefahr, größte Deutlichkeit und Kürze bei Ertheilung von Befehlen und unermüdete persönliche Thätigkeit sind die hervorstechendsten Züge seiner Feldherrneigenschaften. Verehrt als Feldherr wird er zugleich wegen der Tugenden und Liebenswürdigkeiten seines Privatlebens geliebt.

Gneiß, im Bergbaue, eine aus Glimmer, Quarz und Feldspath vermischte, sehr harte Steinart, die man als Bruchstein zu Gebäuden, besonders im Wasser gebraucht.

Gnesen (Gniezno), preuß. Kreisstadt im posenschen Reg. Bez. Bromberg; 422 H. 5200 E. Domcapitel, Tuch- u. Leinwebereien, Handel mit Rindvieh und Pferden. Der Kreis ist $23\frac{1}{2}$ QM. groß und hat 43,600 E. Der Sage nach soll sie schon von Lech gebaut und der heil. Adalbert um 990 dort Bischof gewesen seyn. Deshalb waren seine Nachfolger, die Erzbischöfe von G., hochgeehrt, sonst Primaten von Polen und, während einer Thronvacanz von Polen, Reichsverweser und stets die nächsten nach dem Könige. Ehedem (bis 1320) wurden auch die Könige von Polen in G. gekrönt, so wie G. überhaupt Hauptstadt von Polen war. Die Schätze, die beim Leichnam des heil. Adalbert aufgehäuft waren, veranlaßten mehrere Plünderungen von G., so 1338 von Predislaus, Herzog von Böhmen, 1531 von den deutschen Ordensrittern; 1655 nahmen die Schweden, 1656 die Polen G. ein. 1818 brannte es größtentheils ab.

Gnom, fabelhafter Mittelgeist, wahrscheinl. orientalischen Ursprungs, dergl. verschiedentlich, von der Luft bis in den Mittelpunkt der Erde wohnen, den Menschen gern dienen, leicht aber erzürnt werden; die Schätze der Erde bewachen. Sie können die mannigfaltigsten Gestalten annehmen, und bald schön, bald häßlich seyn. Doch ist die letzte Gestalt die ihnen eigenthümliche; nur ihre Weiber, die Gnomiden, sind ursprünglich schön. Rübezahl hat unter ihnen allen durch Musäus's Volksmährchen die größte Berühmtheit erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Erd-, Luft-, Wald- und Wassergeister unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das Vaterland dieser dichterischen Wesen ist der Orient und das geheime Reich der kabbalistischen Phantasien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein solcher Erdgeist, in der Gestalt eines Wurms von der Größe eines Gerstenkorns, dem Salomo bei Erbauung s. prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behülflich, daß er ihm die großen Felsenplatten spaltete

und in Tafeln verwandelte, ohne Jemands Beihülfe. Freilich hatte es dem Salomo viele List und Mühe gekostet, sich seiner zu bemächtigen. In unsere europäischen Gegenden und Köpfe sind diese Spukgestalten mit der Cultur der Pythagoräisch-kabbalistischen Philosophie, seit Raymundus Lullus, von der Mitte des 15. bis Anfang des 16. Jahrh. durch Pikus v. Mirandola, Marsilius Ficinus, Paracelsus, Cardanus u. Reuchlin eingeführt u. empfohlen worden. s. v. Dobeneck, »Des deutschen Mittelalters Volksglaube« (2 Bde., Berl. 1815).

Gnome (Gnom), (v. gr.), Sinn-, Denkspruch weiser, erfahrener Männer, z. B. der sogenannten 7 Weisen Griechenlands, welche die Resultate ihrer Lebensbeobachtungen mittheilten; Rathschläge und Lehren für alle Vorfälle des Lebens, auch bei Festen und Freudenmahlen im Kreise sinniger Freunde ausgesprochen; sie waren von jeher unter den Völkern die Erstlinge der erwachten Denkkraft. Ihr Charakter besteht in dem Einfachen und Sententiösen, in kräftiger oder räthselhafter Kürze; ihr Geist stimmt theils mit dem in der lyrischen, theils mit dem in der didaktischen Poesie herrschenden überein; ihr Inhalt ist äußerst mannigfaltig und trägt oft sichtbare Spuren einer noch unvollkommenen praktischen Philosophie an sich. Von der reichen gnomischen Poesie der Hebräer zeugen Salomo's und J. Sirachs Sprüche. In den (späteren) Sammlungen der Araber mag hie und da manch goldnes Wort aus uralter Zeit, aus Lockmanns Tagen, herübertönen; die Perser haben ihren Scheich Attar, und in Sadi's reichem Dichtergarten duften viele herrliche Blumen gnomischer Poesie. Indier und Chinesen stehen nicht nach, und die sämundische Edda stellt in Odins Sittensprüchen Beispiele gnomischer Weisheit des hohen Nordens auf. Bei den Griechen diente zur Einkleidung das elegische Distichon. Die Römer hatten von dem ältern Cato viele Gnomen. Die arabischen Gnomen waren, wie viele unserer

vaterländischen, in Reime gefaßt; die hebräischen machten sich durch ihren Parallelismus angenehm. Die deutschen Spruchgedichte und Priameln gehören hieher und zeichnen sich durch Kraft und Anschaulichkeit aus. In allen Sprachen ist kräftige oder räthselhafte Kürze ihr Erforderniß. Dergleichen Gedichte sind übrig von den Gnomendichtern (Gnomikern [ein erst von den Neuern erfundener Name]) Solon, Theognis, Simonides, Phokylides, Pythagoras; zum Theil unächt. Ausgaben: »**Sententiosa vetustiss. gnomicorum poet. graec. opp.,**« Bd. I. von E. G. Glandorf, Bd. II. von F. A. Fortlage, Leipzig 1776; »**Gnomici poeta gr.,**« von R. Ph. F. Brunck, zuletzt Leipz. 1817, und von Orelli, 2 Bde., Leipzig 1819—21. Die latein. Gnomen sammelte Tzschucke, Leipzig 1790, Kremsier, Leipzig 1809.

Gnomologie (gr.), eine Sammlung von Denksprüchen; ein Spruchbuch.

Gnomon (gr.), eig. ein Anzeiger; dann ein Richtscheit, Winkelmaß; ferner ein Sonnenuhrzeiger; dann auch der Zeiger am Stundenzirkel der Erd- u. Himmelskugel; endlich ein astronomisches Werkzeug, um die Höhe der Sonne oder der Sterne damit zu messen. In der Arithmetik heißen Gnomonen (Zeiger) die Glieder einer arithmetischen Progression, aus deren Summirung die Polygonalzahlen entstehen, z. B. $1+3=2^2$; $4+5=3^2$; $9+7=4^2$ ꝛc. — Gnomonik (v. gr.), ein Theil der angewendeten Mathematik, der lehrt, aus dem Schatten, den Himmelskörper werfen, besonders dem Sonnenschatten, die Zeit zu bestimmen und hiernach Sonnenuhren oder ihnen analoge Mond- und Sternenuhren, doch letztere ohne Anwendbarkeit für das gemeine Leben, anzulegen.

Gnosis (gr.), 1) eigentlich Kenntniß; daher 2) tiefere, gelehrtere Kenntniß von einer Sache, im Gegensatz der Allen gemeinschaft-

lichen Kenntniß von derselben; 3) (Kirchengesch.), gelehrtere, tiefere Kenntniß der Lehren des Christenthums, wie sie nur die Lehrer hatten, im Gegensatze der Kirchenlehre (**Praedicatio ecclesiastica** und **Regula fidei**). In ähnlichem Sinne braucht schon Paulus das Wort, 1. Kor. 12, 8., und es gab eine Gnosis, noch ehe es eigentliche Gnostiker gab. Weil aber mehrere gelehrte Juden und Heiden bald ihre philosophischen Ideen ins Christenthum hineintrugen und sich in unfruchtbaren Speculationen, namentlich über das Wesen Gottes und die auch im Christenthume vorhandene Dämonologie, verloren, die sie als eine besonders tiefe Erkenntniß (γνῶσις) von sich rühmten; so kam der Ausdruck bald in übeln Geruch und bezeichnete nun 4) die Irrthümer und Träumereien der Gnostiker, besonders vom 2. Jahrh. an; s. Gnostiker, Dämonologie, Dreieinigkeit.

Gnostiker (v. gr.), speculative Schwärmer, welche auf eine höhere und verborgene Erkenntniß (Gnosis) ausgingen und persisch-chaldäische Religionsphilosophie mit griechischer Systemsweisheit und christlichen Lehren, auf eine, besonders den metaphysischen Theil des Christenthums verunstaltende Weise vermischten; meist Christen (welche als Ketzer betrachtet wurden); Einige schlossen sich an das Judenthum an; Andere scheinen keiner bestimmten Religion fest zugethan gewesen zu seyn. Simon, der Magier, dessen Lukas in der Apostelgeschichte erwähnt, war der Erste unter ihnen. Schon in seinen Lehrsätzen entdeckt man Spuren der Ideen, welche allen Lehrern u. Freunden der Gnosis gemein waren, und das unverkennliche Gepräge ihres orientalischen, insonderheit persischen und chaldäischen Ursprungs an sich tragen. Sie lassen sich auf folgende Grundsätze zurückführen. Gott, die höchste Intelligenz, wohnt in der Fülle des Lichts, und ist der Urquell alles Guten, die Materie, die rohe chaotische Masse des Stoffes aller Dinge, ist ewig wie Gott, und der Urquell alles Bösen.

Aus beiden Principien sind vor aller Zeit Wesen hervorgegangen, die Aeonen genannt, und als gottähnliche Geister bezeichnet werden. Die Welt und das Menschengeschlecht wurden von einem Aeon, dem Demiurg, oder wie spätere gnostische Systeme sagen, von mehreren Aeonen und Engeln aus der Materie geschaffen. Den Körper und die sinnliche Seele des Menschen (sensorium, Psyche) machten die Aeonen aus diesem Stoffe; daher das Böse im Menschen. Gott gab dem Menschen die vernünftige Seele, daher der beständige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die sogenannten Götter der Menschen, wie z. B. Jehova, der Juden Gott, sind nur solche Aeonen oder Weltschöpfer, unter deren Herrschaft die Menschen immer schlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltschöpfer zu zerstören und die Menschen von der Macht der Materie zu befreien, sandte Gott den erhabensten aller Aeonen, für den erst Simon, und nach ihm der berühmteste unter s. Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des ersten Jahrh. zu Antiochien in Syrien eine eigne Secte stiftete, sich selbst ausgab. Simon und Menander waren Feinde des Christenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben scheint, vermengte diese Phantasien mit den Lehren des Christenthums, und behauptete, jener erhabenste Aeon, den Gott zur Rettung der Menschen gesandt habe, sey Christus, der sich in Gestalt einer Taube auf den Juden Jesus herabgelassen, durch ihn die christliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jesu wieder von ihm getrennt habe, und erst bei der Auferstehung der Todten zur Gründung eines tausendjährigen Reichs der vollkommensten irdischen Glückseligkeit aufs neue mit Jesu vereinigen werde. Diese Grundideen des Gnosticismus wurden im 2. Jahrh. unter der Regierung Hadrians u. der beiden Antonine von den christlichen Religionsphilosophen, die vorzugsweise unter dem Namen Gno-

stiker bekannt sind, noch mehr geläutert, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchsten Gotte, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; sieben dieser Aeonen wären die Weltschöpfer gewesen, und bald von Gott abgefallen; einer derselben, der Judengott, habe die Menschen zum Bösen verführt, daher der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen entstanden sey. Auch Saturninus nennt Christum den von Gott gesandten Retter und den Sohn Gottes; eigenthümlich ist ihm aber die Behauptung, daß Christus nicht wirklich geboren worden sey, auch keinen wahrhaften, menschlichen, sondern nur einen Scheinkörper an sich gehabt habe, weshalb s. Anhänger und andere spätere gnostische Parteien, die hierin mit ihm übereinstimmten, Doketen und Phantasiasten genannt wurden. Uebrigens leugnete Saturninus ganz folgerichtig die Auferstehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menschen in das Wesen der Gottheit an. Seine Secte zeichnete sich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleischessen und den Ehestand. Sein Zeitgenosse, Basilides, ein Alexandriner, unterscheidet sich von ihm durch eine den ägyptischen Priestern nachgebildete noch geheimnißvollere Sprache. Nach ihm sind die Zeugungen der verschiedenen (Himmel=) Stufen von je 7 Aeonen, aus denen s. Lichtreich besteht, Emanationen, zufolge deren jede niedere Familie od. Ordnung dieses Reichs ein Nachbild der höhern wird. Die innere Harmonie der untersten Ordnung des Lichtreichs wurde dadurch gestört, daß das Reich der Finsterniß Lichtstrahlen aus derselben wahrnahm und nun nach Vermischung mit ihr strebte. So wurden reine Naturen aus jenem Reiche in die todte Masse hinabgezogen, und im läuternden Kampfe mit derselben selbstständig. Dadurch entstand die sichtbare Welt, deren Zweck die endliche Sonderung des Guten und dem Lichtreich Verwandten von den materiellen Schlacken ist. Die Seelen oder gefalle-

nen Lichtnaturen wandern zu ihrer Läuterung in dieser Welt durch verschiedene Körper und Zustände, was B. aus den verschiedenen Stufen des Glücks und der Bildung der Menschen beweisen will. Das höchste Ziel dieser Läuterung der Seelen war aber dem obersten Aeon der untersten Ordnung, den B. als Weltschöpfer betrachtet, unbekannt. Darum verband sich der Erstgeborne des höchsten Urwesens bei der Taufe im Jordan mit dem Menschen Jesus, um die Seelen zu erlösen, d. h. über jenen Weltlauf zu erheben und zur höchsten Ordnung des Lichtreichs zu führen. Seine Leiden waren nur die eines unschuldigen Kindes, das das Loos der Menschheit theilt, aber ohne Bedeutung für sein Werk. Dieses wird vollbracht durch den Glauben der Seelen an das Christenthum, den B. eine Erhebung des zum Bewußtseyn seiner Bestimmung gebrachten Menschengeistes in das Lichtreich nennt. So sehr diese poetische Ansicht von der einfachen Christusreligion abwich, und die Willkühr einer philosophirenden Phantasie verräth, war doch Basilides mit der christlichen Moral einverstanden, und mißbilligte nur das Aufsuchen des Märtyrertodes. Der geheimnißvolle Anstrich und das Spielende der Theorie des B. verschafften ihm viele Anhänger, die ihn aber oft mißverstanden und sich abergläubigen Spielen mit Abraxasgemmen und Amuleten ergaben. Sein Sohn Isidor pflanzte s. Secte fort, die sich im 4. Jahrh. gänzlich verlor. Das System des Alexandriners Karpokrates, der gleichfalls unter Hadrians Regierung blühte, unterscheidet sich von dem eben dargestellten nur darin, daß er Christum für einen bloßen Menschen hielt, dessen reinere und stärkere Seele sich nur Dessen, was sie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott gesehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die christlichen Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Eusebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnostiker geschöpft sind, sagen den

moralischen Grundsätzen des Karpokrates nach, daß er allen Unterschied guter und böser Handlungen aufgehoben und eine uneingeschränkte Freiheit in der Befriedigung sinnlicher Triebe gelehrt habe. Und allerdings übten seine Anhänger die abscheulichsten Laster aus, und waren an den empörenden Verläumdungen Schuld, welche den Christen dieses Jahrh. von den heidnischen Schriftstellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmtester Schüler war Prodikus, der jedoch fälschlich als Urheber der Adamitischen Secte angegeben wird. Die Secte der Karpokratianer fand in Aegypten und Italien, besonders aber auf den Inseln, viel Beifall, verlor sich indeß schon im Anfange des 3. Jahrh. Das vollständigste und sinnreichste aller gnostischen Systeme hat Valentinus, ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im 2. Jahrh. gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnostiker zur Wohnung des höchsten Gottes machen, setzt er 15 männliche und eben so viel weibliche Aeonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchste Gott, der Ungeborene, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, ist der erste dieser Aeonen, das denkende Stillschweigen sein Weib, der Verstand und die Wahrheit sind ihre Kinder, diese erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im Griechischen weiblich) und diese den Menschen und die Gemeinde. Diese achte machen die erste Klasse jener 30 Aeonen aus. Die zweite Klasse von fünf Paaren, an deren Ende der Eingeborene, und die dritte von sechs Paaren, an deren Spitze der Tröster steht, stammen auf gleiche Weise von Menschen und der Gemeinde ab und bestehen wie die erste aus personificirten Begriffen. Die Beamten dieses himmlischen Staats sind vier andere männliche Aeonen. Horus, der die Grenzen des Lichtraums bewacht; Christus und der heilige Geist, welche die übrigen Aeonen in ihren Pflichten unterweisen, und Jesus, den alle Aeonen des Lichtraums ge-

meinschaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgestattet haben. Der letzte weibliche Aeon dritter Klasse, die Weisheit, beneidete den Verstand um seine Wissenschaften, und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenschaft einen weiblichen ungestalteten Aeon, Achamoth oder Enthymesis (Beherzigung, Ueberlegung), welche in die Finsterniß der Materie fiel und von Christo aus Mitleid gestaltet wurde. Achamoth sehnte sich nach dem verlorenen himmlischen Lichte; Furcht, Angst, Traurigkeit und Lachen wechselten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnsucht brachte die Seele der Welt und andere Seelen hervor, aus ihren Thränen entstand das Wasser, aus ihrem Lachen die helle Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Christus erbarmte sich der Abgefallenen und sandte ihr Jesum, der ihr Wissenschaft mittheilte und sie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieser glücklichen Veränderung gebar sie drei Substanzen, eine materielle, eine geistige und eine seelenartige (wie oben die sinnliche Seele). Aus der letzteren gestaltet sich der Demiurg oder Weltschöpfer, welcher, wie beim Basilides, die Himmel mit ihren Engeln aus der seelenartigen Substanz baute und den obersten dieser Himmel zu seinem Sitze wählte. Aus der materiellen Substanz wurden unter Einfluß von Achamoth's Furcht die Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die bösen Geister, deren Fürst der Weltbeherrscher ist, und unter Einfluß ihrer Angst die mit Feuer vermischten Elemente der Welt. Der Mensch ist aus allen drei Substanzen gebaut. Der Retter der Menschen, Christus, hatte, als er auf Erden erschien, einen sichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geistigen und seelenartigen Substanz zusammengesetzt. Bei seiner Taufe vereinigte sich der Aeon Jesus mit ihm und belehrte die Menschen. Seine Schicksale und Wohlthaten beschreibt Valentinus eben so wie Saturninus; das Eigene aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geistige von der

Materie befreit seyn würde, Achamoth sich im göttlichen Lichtraum mit Jesu vereinigen, und die guten Seelen zu sich ziehen, der Himmel des Demiurgs die sittlicheren aufnehmen und die Welt in Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche sich gegen die Mitte des 2. Jahrh. zu Rom, und besonders auf Cypern erhob, zeichnete sich durch strenge Sitten aus, wurde die zahlreichste unter allen gnostischen Secten und dauerte bis in das 4. Jahrh. fort. Marcion von Sinope und Cerdo, ein Syrer, bildeten mit Hinweglassung vieles Abenteurlichen der früheren gnostischen Systeme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, dessen Hauptmerkmal die Verwerfung des Alten Test. und die Einmischung jüdischer Ideen in das Christenthum ist. Marcion unterscheidet zwei höchste Grundwesen, den wahren Gott u. den Teufel: der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geister erzeugt, und unter ihnen den Weltschöpfer, den gerechten Gott und Gesetzgeber der Juden. Dieser hat Christum durch die Propheten verheißen lassen; der Jesus aber, der wirklich erschienen und der wahre Erlöser ist, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdische Messias. Dieser eigenthümliche Lehrsatz Marcion's veranlaßte seine Trennung von der alt-katholischen Kirche, in der Tertullian besonders die Würde des Alten Test. glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß sehr ansehnlich, sie hatte bis zum Anfange des 5. Jahrh. in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten zahlreiche Gemeinden und einige Bischöfe, auch behauptete sie den Ruhm unsträflicher Sitten, indem sie nach der Vorschrift ihres Stifters das Fleischessen, das Weintrinken und den Ehestand vermied, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft ist es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Secte gewesen seyn sollen, die gegen das Ende des 2. Jahrh. u. d. N. Ophiten oder Schlangenbrüder entstand und wegen der Aehnlichkeit ihrer Theogonie mit

der Valentinischen unter die Gnostiker gerechnet wurde. In derselben Periode trat auch der durch seine Harmonie der vier Evangelien und seine Rede gegen die Griechen oder Heiden schon vorher berühmte Tatianus aus Assyrien zum Gnosticismus über, und stiftete eine Secte, deren Anhänger nach einem seiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltsame), Hydroparastaten (Wassertrinker), und weil sie dem Besitze ihrer Güter entsagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardesanes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaisers Commodus vom Lehrbegriff des Christenthums abwichen und Secten stifteten, streifen wegen ihrer Hypothesen über die Ursachen des Bösen in der Welt an den Gnosticismus an. Ueberhaupt war es bei dem philosophischen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welches die damals in hohem Grade verweichlichten Völker des römischen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, sich tieferer Einsichten in die Geheimnisse der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphilosophie, welche sich die glänzendsten Partien der Platonischen aneignete, und der Einbildungskraft ebenso sehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen so ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgesinnte nahm sie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für sich ein; die Gnostiker waren die Pietisten des 3. und 4. Jahrh. Die katholische Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitischen und Tatianischen Gnostiker Gerechtigkeit widerfahren, und nahm selbst von ihren Irrlehren Veranlassung, die Regel des rechten Glaubens fester zu bestimmen. Seit dem 5. Jahrh. gab es keine gnostischen Secten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erscheint Manches in spätern Philosophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen schöpften. Platon's lebendige

Darstellung hatte den Ideen der Gottheit etwas Substantielles gegeben, das die Gnostiker auf ihre Äonen übertrugen, und Leibnitz's Effulgurationen (Ausstrahlungen) Gottes, Ploucquet's reale Repräsentationen (Vorstellungen) Gottes, St. Martin's Bilder und Spiegel u. dgl. sind wie jene Äonen ein Beweis, daß die Versuche des menschlichen Verstandes, die Schöpfung und das Entstehen unvollkommener Wesen aus den vollkommensten zu erklären, immer auf ähnliche Ergebnisse hinausliefen. Ueber die G. selbst vgl. Walch, »**De philos. orient., Gnosticorum systematis fonte**,« und Michaelis, »**De indiciis gnosticae philos. tempore LXX. interpretum**,« beide in Michaelis »**Syntagm. commentt.**,« 2 Thl.; Münter, »Versuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnostiker,« Ansbach 1790; Ewald, »**De doctrina Gnosticorum**,« Heidelberg 1818; Neander, »**De fidei gnoseosque idea**,« Heidelberg 1811; desselben »Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme,« Berlin 1818; Bellermann, »Ueber die Abraxasgemmen,« Berlin 1820, 3. St.; Krause's »Kunsturkunden.«

Go, mit dem vorgesetzten **a**, in Briefen, Abkürzung von **a Governo** (der Regierung).

Goa, 1) portugiesisches Gouvernement in Ostindien; 223 QM. groß, mit 419,000 Ew., besteht aus der Insel Goa, den Städten Daman und Diu. 2) befestigte Hauptstadt der Insel Goa an der Mündung des Mandavaflusses und an der Westküste Decan, in Vorderindien, besteht aus der Altstadt und der 1¼ Ml. davon entfernten Neustadt Villa nova de Goa, ist der Sitz des Generalgouverneurs und hat 30,000 Ew., von denen 18,500 in der Neustadt wohnen. Manufakturen, großer Hafen; Handel mit Kattun, baumwollenen und seidenen Waaren, Borax, Opium, Arak u. a. 3) (Gesch.). Alfons von Albuquerque entriß G. 1508 den Eingebornen, ward zwar wie-

der vertrieben, nahm aber G. 1510 von Neuem wieder ein. 1541 kam der heil. Franz von Xavier hier an und predigte von da den Indiern das Evangelium. 10 Jahre später starb er zu Goa. 1641, als die Portugiesen Malacca verloren, ward G. der Hauptplatz ihres Handels und einer der größten Handelsplätze Indiens. Erst als der englische und französische Handel in Indien aufkam, sank es wieder so, daß der Handel jetzt ganz gering ist und nur mit 6—8 Schiffen betrieben wird. G. hatte ein sehr strenges, von Dominicanern betriebenes Inquisitionsgericht, das erst 1815 aufhörte.

Goar, 1) König der Alanen; ging 408 mit einem Theil derselben zu den Römern über, während Respendial mit dem andern Theile den in Gallien einbrechenden Vandalen beistand. Im J. 411 rief G., in Verbindung mit dem König der Burgunder, Gundikar, den Jovinus zu Mainz zum römischen Kaiser aus. 2) (St.), aus Guienne; lebte zu Siegberts Zeit im Trierschen als Einsiedler. Er soll manche Wunder verrichtet, z. B. seine Kutte an die in seine Zelle eindringenden Sonnenstrahlen gehangen haben; st. 649. Nach ihm ist St. Goar benannt. Tag der 25. Mai und 6. Juni.

Goastein (lapis de Goa, Pharm.), ein ehemals in hohem Werthe stehendes, vermeintlich giftvertreibendes und auch als Bezoar geltendes Mittel, aus einem Gemisch von Perlen, Korallen, verschiedenen Edelsteinen, die gepülvert mit etwas Bisam und Ambra vermischt und mit Tragantschleim zu einer Masse in Kügelchen geformt wurden; zusammengesetzt glättete man sie dann und belegte sie hin und wieder mit Goldplättchen; jetzt außer Gebrauch.

Gobbo (Peter Paul, genannt da i Frutti), geb. zu Cortona 1570, Schüler des Hannibal Caracci, einer der berühmtesten Fruchtmaler. Auch malte er mit Glück Landschaften und Figuren; st. zu Rom 1630.

Gobelins (fr.), eine ganz vorzügliche Art gewirkter Tapeten, welche wahrscheinlich von den Gebrüdern Gobelin, sehr berühmten Scharlachfärbern in der Vorstadt St. Marceau zu Paris, ihren Ursprung und Namen haben und welche besonders unter Heinrich IV. ganz schön und vorzüglich gearbeitet wurden. Diese Manufaktur, welche Colbert 1667 anlegte und dem Maler Lebrun zur Leitung übertrug, ist noch immer eine der merkwürdigsten in Paris; sie übertrifft in ihren Leistungen Alles, was in gleicher Art in Europa verfertigt wird. Es werden vorzüglich Gemälde aus der alten italienischen, französischen und spanischen Schule auf die kunstreichste Art in die Teppiche übertragen; der Glanz der Farben und die Zartheit der Ausführung sind bewundernswürdig und man begreift kaum, wie es möglich ist, mit den, der Hautelissearbeit eigenthümlichen Mitteln den Wirkungen der Oelmalerei so nahe zu kommen. Die Anstalt wird auf Rechnung der Regierung betrieben, und die gefertigten Tapeten werden meist zu Geschenken verwendet. Vgl. Hautelisse-Tapeten.

Gobelins-Tücher (**draps de gobelins, draps de Julienne**), vorzüglich schöne scharlachene Tüche, mit vergoldetem Blei an beiden Enden; kommen von Paris und aus andern franzöſ. Fabriken.

Gobemouche (fr.), eigentl. ein Fliegenschnäpper (Vogel), Fliegenfänger; dann ein Neuigkeitskrämer, ein Aufschnapper; Faherr.

Godavery, Fluß auf der vorderindischen Halbinsel, kommt aus dem Gebirge Ghauta und fällt oberhalb Masulipatnam in den bengalischen Meerbusen.

God dam! (engl., sprich: God däm), Gott verdamme mich! Ein den Engländern sehr geläufiger Schwur oder Fluch.

Godegisel, 1) nebst seinem Bruder Gundobald König von Burgund; hatte seinen Sitz zu Genf, versprach Chlodowig dem Gr. einen Zins, wenn er durch Hülfe der Franken alleiniger König von

Burgund würde. Als Chlodowig 500 gegen die Burgunder zog, ging G. in der Schlacht an der Ouche, bei Dijon, zu den Franken über. Gundobald zog den Kürzern. Doch nach dem Abzuge der Franken ward G. von seinem Bruder in Vienne, wo er über die Niederlage Gundobalds frohlockend eingezogen war, belagert. Bei Einnahme der Stadt floh G. in eine Kirche, ward aber darin erschlagen. 2) G., König der Vandalen; fiel um 407 auf seinem Zuge nach Gallien mit 20,000 Mann in der schrecklichen Schlacht gegen die Franken, und sein ganzes Heer würde vertilgt worden seyn, wenn nicht die Alanen zu Hülfe gekommen wären. Ihm folgte sein Sohn Guntharich.

God save the King! (engl., sprich: God säv te King — Gott erhalte den König!): so fängt sich ein bekanntes Volks- und Lieblingslied der Engländer an, das sie bei jeder Gelegenheit, auch sehr oft im Theater anstimmen. Ueber den Verfasser und den Urheber der Melodie sind die Meinungen nicht einig. Wahrscheinlich ist es, daß Heinrich Carey, der um die Mitte des 18. Jahrh. lebte, beides war; er soll jedoch, bei aller Anlage zur Musik, der Regeln des Setzens so unkundig gewesen seyn, daß er, nach Einigen, sich an **D.** Harrington in Bath, nach Andern aber an Christoph Smith, Händel's Schreiber, wandte, um seinen rohen Entwurf zu verbessern und den Baß hinzufügen zu lassen. Vermuthlich ist aus dieser letzten Angabe die Sage entstanden, daß die Weise des Volksliedes von Händel herrühre. Es ward, wie es scheint, zum ersten Mal in »**Gentleman's magazine**,« 1745, als bei der drohenden Landung des jungen Stuart die Anhänglichkeit an den herrschenden Königsstamm zeitgemäß war, mit der Melodie bekannt gemacht, und wurde, als es **D.** Arne (der Componist des andern Volksliedes: »**Rule Britannia**«) auf die Bühne brachte, bald ein beliebtes Volkslied. Die Weise bildeten seitdem verschiedene Künstler aus; aber obgleich die Harmonie des Gesangs seit Bach und Kotz-

wara unstreitig verbessert wurde, so ist doch der Rhythmus noch der ursprüngliche. Nach einer Nachricht im »New monthly magazine« (Bd. IV., S. 389) gibt es einen, ohne Zeitangabe von Riley und Williams herausgegebenen Abdruck des Liedes, worin Anton Young, Organist zu London, als Verfasser der Melodie genannt wird. Noch werde die Angabe erwähnt, daß dieses Volkslied, wie auch Burney, der Verf. der »Geschichte der Musik,« einmal behauptet haben soll, ursprünglich nicht auf einen König Georg gemacht worden sey, sondern in der ältesten Lesart gelautet habe: »God save great James our King« (Gott segne unsern großen König Jakob), und Burney setzte hinzu, es sey ursprünglich für Jakobs II. katholische Capelle gedichtet und gesetzt worden. Auch in Deutschland ist es in der neuern Zeit (mit deutschem Texte, wie: Den König segne Gott! ꝛc. Heil Dir im Siegerkranz ꝛc.) zum Nationallliede erhoben worden.

Goding (Gogericht), Landding, Landgericht.

Godive, Gemahlin des Herzogs Leoffrick von Mercia; befreite, nach der Sage, die Einwohner von Coventry dadurch von einer Geldstrafe, die ihnen ihr Gemahl aufgelegt hatte, daß sie nackt von einem Ende der Stadt bis zum andern ritt, nachdem sie vorher bei Todesstrafe verboten hatte, sich auf der Straße oder an den Fenstern sehen zu lassen. Ein neugieriger Bäcker ließ sich verleiten, durch das Fenster zu sehen, wurde aber sogleich hingerichtet.

Goelette (fr.), so viel als Schooner.

Goez (Joseph Franz, Freiherr v.), ausgezeichneter Maler, aus einer ursprünglich lüneburgischen gräfl. Familie, geb. den 28. Febr. 1754 zu Hermannstadt in Siebenbürgen, wo s. Vater als Obristlieutenant in Garnison stand, ward beim Hofkriegsrathe in Wien, und später beim Justizdepart. angestellt. Starb in Regensburg am 16. Sept. 1815. Die Arbeiten dieses Künstlers, sowohl die in Oel als

die in Gouache (in welcher Manier er das Meiste leistete) haben einen allgemein anerkannten Werth. Seine reiche Hinterlassenschaft von Zeichnungen und Skizzen ist zum Theil ins Ausland gekommen.

Göckingk (Leopold Friedrich Günther von), geb. den 13. Juli 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, besuchte um 1760 das königl. Pädagogium zu Halle, wo er sich mit seinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinschaftlich in der Dichtkunst versuchte, und studirte auf der dortigen Universität die Rechte. Dann wurde er Referendar bei der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt, Kanzleidirector zu Ellrich im Hohensteinischen, 1786 Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commissair u. Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geh. Finanzrath im südpreuß. Depart. des Generaldirectoriums zu Berlin, darauf Geheimerrath des Fürsten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelstand erhoben, und seit der Zeit schrieb er sich von Göckingk auf Daldorf und Günthersdorf. Auch war er herzogl. kurländischer Legationsrath. Dann entsagte er dem Geschäftsleben, und starb mit dem Titel als geh. Oberfinanzrath am 18. Februar 1828 zu Deutsch-Wartenberg in Nieder-Schlesien, im 80. Jahre seines Alters. Wir haben von ihm vorzügliche Arbeiten in den meisten Gattungen der Poesie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epistel, welche letztern besonders der allgemeine Beifall gekrönt hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflectirenden Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keineswegs abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wohl seine »Lieder zweier Liebenden« (zuerst 1777, dann 1779) den meisten Ruhm, so daß selbst der strengrichtende Wieland die poetische Briefstellerin, die hier unter dem Namen Nantchen erscheint, die

deutsche Sappho nannte. Seine Gedichte sind zu Frankfurt von 1780—82 in 3 Bdn., eine neue verm. Ausg. in 4 Bdn. (satyr. Versuche), 1818, u. ebendas. 1784 der 1. Bd. s. pros. Schrift. erschienen.

Goji (Gojim; Unreine, Sklaven, Feinde), nennen die Juden alle, die nicht ihrer Religion sind: es seyen Christen oder Heiden ꝛc.

Gold. Dies edelste unter den Metallen hat eine eigenthümliche-hellgelbe Farbe und einen starken Glanz. Auf dem Bruche zeigt es kein bestimmt zackiges, sondern ein dichtes fadiges Gefüge. Es wird, da es stets gediegen vorkommt, durch bloße mechanische Hülfsmittel, auch durch Amalgamirung und Abtreiben auf der Capelle, von dem anhängenden Gestein, und durch Behandlung mit Salpetersäure von dem beigemischten Silber und andern Metallen befreit und so rein dargestellt. Es ist gelb, dauernd glänzend, mäßig hart, nicht sehr elastisch; aber so zäh und dehnbar, daß ein Draht von $\frac{1}{10}$ Zoll Stärke 300 Pfund trägt, ein 22 Zoll langer, 15 Linien starker, mit 2 Loth Gold überzogener Silberstab, sich zu einem 55 deutsche Meilen langen, vergoldeten Draht strecken, und daß es sich durch Schlagen (s. Goldschläger) in einem 651,590 mal größern Raum, als vorher, ausdehnen läßt. Es ist sehr feuerbeständig, schmilzt bei 1400° Fahrenheit und läßt sich durch Brennspiegelhitze und vor dem Knallgasgebläse verflüchtigen, mit andern Metallen legiren, mit Queckſilber verquicken, färbt Glas beim Zusammenschmelzen blau und geht mit Phosphor und Schwefelkali Verbindungen ein. Zwischen den Polen einer starken galvanischen Säule verbrennt es mit einem schönen Licht und wird oxydirt. Specifisches Gewicht: 19,3 (das gehämmerte 19,4 bis 19,6), Aequivalentenzahl nach Berzelius: 2486,0. Das G. hat nur geringe Verwandtschaft mit Sauerstoff; doch geht es damit 3 Verbindungen ein: a) Goldsuboxydul, durch Zersetzung des basischen salzsauern Goldes, mit Kalilösung; dunkelgrün, sich schnell in Oxyd und

Metall zersetzendes Pulver, 96,13 G. 3,87 Sauerstoff. b) Goldoxydul, durch Verbrennen von Goldplättchen in der Galvanischen Kette, purpurfarbenes, in der Hitze leicht zu reducirendes, mit Zinnoxyd den Goldpurpur bildendes Pulver, aus 92,5 G., 7,5 Sauerstoff. c) Goldoxyd, bräunlichschwarzes Pulver, 89,19 G. 10,81 Sauerstoff. G. wird von keiner einzelnen Säure, sondern bloß von Goldscheidewasser aufgelöst, welche Auflösung thierische Theile purpurroth färbt, und woraus es durch schwefelsaure Eisenauflösung metallisch (Goldpulver) durch Ammonium als Knallgold, durch Kali als Goldsuboxyd niedergeschlagen wird; Schwefeläther entzieht es dieser Auflösung (s. Goldtinctur). Das gewöhnliche chemische Zeichen des G.'s ist ☉. Andere frühere der Alchemisten, so wie deren verschiedene Namen des G.s sind veraltet. 2) (Mineral.), bildet bei Leonhard eine eigene Gruppe der Mineralien, mit der einzigen Gattung gediegenes G. (messing-, gold-, graugelbes, gediegen Gold); hat zur Grundgestalt ein Hexaëder (Oktaëder), in den Nachformen mit Verlust der Ecken und bisweilen der Kanten; ist weicher als Eisen, härter als Zinn, wiegt 13 bis 17 (vollkommen rein etwas über 19), hat gelbe Farbe, hakigen Bruch, kleine Krystalle, ist bisweilen baum-, netz-, zahn-, moos-, drahtförmig ꝛc., erscheint auch als Blättchen oder Körner oder Sand; von Farbe verschieden gelb, bisweilen lichtgrau (unrein dann); findet sich auf Gängen und eingesprengt in ältern und jüngern Gebirgsarten, auch in Flüssen (Waschgold) und in aufgeschwemmtem Lande, an vielen Orten, besonders in Afrika, dann in Amerika, Ungarn, Siebenbürgen ꝛc., bisweilen so fein, daß es nur nach Zerstampfen und Waschen gefunden wird. Oken stellt es als Sippe unter die Feuermetalle und theilt es a) in gediegen G., mit den Arten: reines G. (goldgelbes G., reingelb, nicht krystallisirt, in Blättern, Körnern, Haaren, in Quarz, Schwefelkieß, Flußsand); silberhaltig, gediegen G. (messinggel-

des G., hat etwas Silber und Eisen, wie jenes krystallisirt, aber auch als Würfel, Oktaëder u. a., in Grauwacke und jüngerm Porphyr, Ungarn, Böhmen); b) Silbergold (so v. w. Electrum); c) Platingold, wiegt 19, graugelb, in platten Körnern, in Peru, mit Platin). 3) (Hüttenw.), man gewinnt das G. gewöhnlich, indem man die Golderze pocht, sie auf einem gebrochenen Herde wäscht, den daselbst gesammelten Goldschlich mit Quecksilber anreibt, das hierdurch Gewonnene in einen Ballen (Goldball, Goldklumpen) drückt, das Quecksilber durch Kohlenfeuer abdampft und dann das G. in Tiegeln schmelzt. 4) (Antiqu.), G. stand schon in den frühesten Zeiten in hohem Werthe; vor Abraham (1. Mos. 2, 11, 12. führte der Fluß Pison Gold), aus Moses, Davids, Salomo's, Hiobs Zeiten erwähnt es die heil. Schrift. Griechenland bekam G. aus Asien; doch fand sich daselbst auch einiges G., theis gediegen, theils in Bergwerken vererzt. Schon Herodot kennt Goldbergwerke in Griechenland. Man bediente sich des G.s zu Gefäßen, Schmuck, Verzierungen an Statuen ꝛc.; als Münze wurde es erst um Solons Zeit gebraucht und verhielt sich im Werthe zum Silber wie 10 : 1. Bei den Römern war G. früh selten, wurde auch 72 Jahre später als Silber geprägt; später diente es zum höchsten Luxus. Nachdem auch in Rom das Verhältniß des G.s zum Silber gewöhnlich 10 : 1 gewesen war, brachte Jul. Cäsar so viel G. nach Rom, daß es auf $7\frac{1}{2}$: 1 fiel. Ueber die bis jetzt noch immer verfehlten Versuche, G. künstlich zu gewinnen, s. Alchemie. 5) (Med.), die, durch die Alchemie auch unter Aerzten verbreitete Ansicht, daß das G. alle Vollkommenheiten eines Naturkörpers in sich vereine, verleitete sie, dem G. auch große Heilkräfte beizulegen, ja selbst der Hoffnung sich hinzugeben, durch chemische Präparation eine Universalmedicin oder Lebensverlängerungsmittel daraus erhalten zu können. In neuerer Zeit sind indessen mehrere Goldsalze von rationellen Aerzten angewendet

worden (vgl. Goldtinctur). Auch in der Arzneimittellehre der Homöopathen (s. d.) hat das G. wieder Aufnahme gefunden und wird in unendlich kleinen Gaben zur Hebung von Hypochondrie u. dgl. angewendet. 6) (Hdlgsw.) Im Handel unterscheidet man blasses, hochgelbes u. ganz reines, sogenanntes Jungferngold. Das mehrste G. liefert Süd-Amerika, als: die Staaten Chili, Peru, Mexico, Brasilien; dann Afrika, Asien, und in Europa England, Frankreich, Spanien, Ungarn, Sibirien und seit kurzem auch die kaukasischen Gebirge in Rußland, woselbst bis jetzt die größten Goldklumpen, von 16 und 24½ Pfund Schwere gefunden wurden. Es kommt auf zweierlei Weise zu Tage, entweder in den Bergwerken, in Körnern und Klumpen, oder im Sande, vorzüglich der Flüsse in Afrika, als sogenannter Goldstaub. Die künstlichsten Arbeiten von G. kommen von Augsburg, Wien, Berlin, Oettingen, Straßburg, Genf, Paris, Lyon ꝛc. Das reinste G. wird Fein- oder Reingold genannt und hält 24 Karat; dann folgt das Kronen oder 18 kar. G., mit 6 Kar. Silber Zusatz, welches auch Rheinischgold genannt wird; vom Blattgold gibt es dreierlei Sorten, fein geschlagenes, bleiches, blasses oder grünliches und gemeines. Der gewöhnliche Gebrauch des G.s in den Münzen ist hinlänglich bekannt; außerdem dient es zu allerhand Galanteriewaaren, als: Dosen, Uhrgehäusen, Geschmeide, mit und ohne Steine, Schnallen, Uhrketten, Hals- und Armbänder, Ohr- und Fingerringe, Scheren-, Messer- und Gabelgriffe ꝛc., zu Vergoldungen, als Golddraht ꝛc. Der Werth des jährlich gewonnenen Goldes beträgt ungefähr 19 Mill. Thaler und es liefern davon: Europa ungefähr 1,300,000 Thaler, Nordasien 540,000 Thlr. und Amerika 17,200,000 Thlr. 7) (Herald.), G. wird in Wappen jetzt durch Punkte, früher durch ein G oder ☉ bezeichnet, und als Bedeutung desselben gibt man Adel, Reichthum, Weisheit, überhaupt jede Vortrefflichkeit und Tugend an.

Goldberge (Goldhügel, Goldgebirge, Côte d'or), 1) Kette von niedrigen Bergen, in Frankreich, die sich von NO. nach SW. durch das ehemalige Bourgogne hinziehen und den besten Burgunder Wein liefern. 2) s. Côte d'or.

Goldene Bulle (Geschichte), 1) jede wichtige, mit einem angehängten Siegel (bulla) von Gold versehene Urkunde. Dieser Name stammt wahrscheinlich vom Hofe der griechischen Kaiser, kam von diesem an die Höfe der Franken und Ungarn und ward bei den deutschen Kaisern zuerst unter den Ottonen üblich, als Otto II. sich mit der griechischen Kaisertochter Theophania vermählte. Die älteste ist ausgestellt im J. 983. Von den deutschen Königen des großen Zwischenreichs sind bis jetzt keine bekannt, so wie auch die deutschen Reichsfürsten sich nie goldener Bullen bedienten und der Papst, so wie Könige anderer Staaten, ital. Fürsten und die Republik Venedig nur ausnahmsweise. Die g.n B.n wurden anfangs massiv münzartig, aber zum Anhängen an die Urkunden geeignet, geprägt, wo die Größe oder Schwere von der größern oder mindern Prunksucht des Ausstellers oder der höhern Würde des Empfängers abhing. So soll aus dem Siegel einer griechischen Kaiserbulle, gerichtet an Kaiser Heinrich III., ein goldener Kelch für eine Kirche in Goslar verfertigt worden seyn, und eine Bulle König Christians V. von Dänemark 20 Unzen Gold an Gewicht gehalten haben. Jedoch überstiegen die ältesten selten die Größe eines doppelten Ducatens. Unter Kaiser Karl IV. gewannen sie an Umfang, oft mehr als ein Speciesthaler, und die seiner Nachfolger 6—7 Zoll im Durchmesser. Doch schon in dieser Zeit wurden die g.n B.n nicht mehr massiv gemacht, sondern aus 2 dünnen goldenen Platten zusammengesetzt, deren jede eine Seite des doppelten münzartigen Siegels erhaben darstellt. Zwischen beiden Platten befindet sich Wachs. Mit diesen g.n B.n sind aber die in

metallenen, gewöhnlich nur stark vergoldeten Kapseln eingegossenen kaiserlichen Siegel von rothem Wachs nicht zu verwechseln, welche zu minder wichtigen Sachen oder zur Ersparung der höhern Taxe einer Bulle angewendet wurden (vgl. Bulle). 2) Besonders das Reichsgrundgesetz, vom Kaiser Karl IV. im J. 1356 auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz gegeben, welches die Formalitäten bei den Wahltagen, die Bestimmung der weltlichen Kurfürsten, das Recht ihrer Erbfolge, die Gültigkeit mehrerer Stimmen bei den Wahlen selbst, die Rechte und Verbindlichkeiten während eines Reichsvicariats festsetzte, und dadurch den zeitherigen Streitigkeiten bei den Kaiserwahlen vorbeugte und die lange dauernden schädlichen Reichsverwesungen vermied. Sie war eins der wichtigsten Grundgesetze des deutschen Reichs. Das berühmteste und bekannteste der vorhandenen Originalien der g. B.n ist das zu Frankfurt a. M.

Goldene Galla (Hofspr.), am wiener Hofe die Galla, bei der alle Hoffähige im größten Glanze und Schmucke erscheinen, im Gegensatz der gewöhnlichen oder schwarzen Galla.

Goldene Sonntage, die nächsten Sonntage nach den 4 Quatembern; nach dem Volksglauben bringen sie Geld und Gut; an diesen Tagen geborene Kinder sollen Geister sehen.

Goldenes Vließ, s. Jason und Argonauten. Orden des goldenen Vließes, und der drei goldenen Vließe, s. Vließ (das goldene).

Goldenes Zeitalter, 1) eines der 4, von dem Mythus nach Entstehung der Welt angenommenen Zeitalter; daher bildlich 2) die für eine Kunst, Wissenschaft, Sprache ꝛc. unter einem Volke günstigste Zeitperiode, so: G. Z. der röm. Literatur zu Cicero's und Augustus Zeiten, der französischen Sprache unter Ludwig XIV.

Goldfirniß, 1) (Maler, Vergolder ꝛc.), ein Firniß, mit wel-

chem das auf einen Gegenstand aufgetragene Blattsilber überzogen wird, um ihm eine Goldfarbe zu geben. Man nimmt dazu vorzüglich Schellack, welcher in Weingeist aufgelöst wird; eine gelbliche Farbe gibt man ihm durch Gummigutti, Orleans u. dgl. 2) (Uhrm.), ein Firniß, mit welchem dem Messing eine Goldfarbe gegeben wird. Man löst ein Loth Gummilack, ½ Quentchen Drachenblut, 10 Grad Curcume in 4 Unzen rectificirten Weingeistes auf; diesen Firniß trägt man mit einem Schwamm so dünn wie möglich auf und läßt ihn über einem schwachen Kohlenfeuer trocknen. Auftragen und Trocknen geschieht 2 Mal.

Goldfisch, der Name mehrerer goldfarbigen Fische; unter andern auch der kleine, niedliche Fisch, **Cyprinus auratus**, in den chinesischen und japanischen Flüssen, welcher wegen der herrlichen Goldfarbe in Gefäßen aufbehalten wird; ferner ein Seefisch (von den Spaniern **dorado** genannt), von schöner glänzender Goldfarbe ꝛc.

Goldfuß (Georg August), geb. zu Thurnau bei Baireuth 1782, ordentl. Professor der Zoologie und Mineralogie zu Bonn. Wir verdanken ihm folgende schätzbare Werke: »Die Umgebungen von Muggendorf,« Erlangen 1810; »Naturbeschreibung der Säugthiere,« 2 Abth., ebend. 1812; »Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirges,« 2 Bde., Nürnb. 1817; »Handbuch der Zoologie,« 2 Bde., ebend. 1818 bis 1820.

Goldgewicht (Handlgsw.); es gibt davon, wie beim Silber, zweierlei Arten: das Troy- oder niederländische Gewicht und das deutsche oder kölnische Gewicht. 19 Mark Troy sind 20 Mark köln. Bei Troy-Gewicht hat 1 Pfd. 2 Mark, 1 Mark 16 Loth, 1 Loth 20 Gran, 1 Gran 3 Grän. Viele deutsche Goldschmiede wiegen das Gold auch nach Kronengewicht; vgl. Gramme.

Goldgranaten (Mineral.), etwas Gold haltende Körner aus der großen Mitweide in Sachsen; es sollen Schörlkörner seyn.

Goldgülden (Numism.), Goldmünze, aus dem Florenus bereits im 14. Jahrh. in den Hanseſtädten entſtanden, wo das Gepräge, Gewicht und Feinheit derſelben beibehalten wurde. Dann ſchlugen ſie die rheiniſchen Kurfürſten und ſpäter faſt alle Münzſtände Deutſchlands. Nach Kaiſer Ferdinands Edict von 1559 mußten ſie 18 Karat 6 Gr. fein ſeyn, wobei 72 auf die rauhe, 93 auf die feine kölniſche Mark gingen. Sie ſind jetzt 2 Thlr. werth. Sie ſind von den Ducaten verdrängt worden; am ſpäteſten wurden ſie in Hannover geſchlagen, wo ſie 18 Karat 10 Gr. fein hielten und 2 Thlr. 3 Gr. Conv. galten. Die ſilbernen holländiſchen G. gelten nur 18 Gr. — Goldkopeken, die ruſſiſchen Viertelducaten, 17 Gr. Conv. werth. — Goldkreuzer, eigentlich eine Spielmarke mit dem Kreuzerſtempel, in Mainz 1703 ausgeprägt, einen Viertelducaten werth. — Goldkrone, deutſche Benennung einer Goldmünze in Spanien, England, Italien und Deutſchland, nach der franzöſ. Couronne d'or geprägt. Die deutſchen waren nur 18 Karat fein, und daher nennt man ſolches Gold noch jetzt Kronengold.

Goldkönig (Schdkſt.), der König (Kegel oder Conus), welcher erhalten wird, wenn man geſchmolzenes Gold durch Spießglas in eine Gießbuckel gießt, wo es noch vieles Spießglas bei ſich führt.

Goldküſte, Küſtenland in Ober-Guinea in Afrika, zwiſchen dem Vorgebirge der drei Spitzen und dem Fluſſe Volta, gegen 50 Meilen lang, enthält mehrere Negerreiche, z. B. Aſhantie, Fanthin, Aguambo, Akim, Aquapim, Akra, Jabba, Commany, Fetu, Sabu; Aguna, Anta, Krobbo, Malfi, das Land der Ameina, u. a. Die E. ſind Neger von verſchiedenen Stämmen und äußerſt zahlreich. Briten, Franzoſen, Niederländer und Dänen haben auf dieſer Küſte Nie-

derlassungen, und führen Gold, Sclaven, Elfenbein, Pfeffer, Ambra ꝛc. aus. Den Briten gehören: Cap-Coast-Castle und die Forts Anamabuch, Commendo, Dikskove, Secondee, St. James, Tantum, Luicondee, Wimba und Apollonia; den Niederländern: die Colonien Axim, Chama, Cormantin, Akra, Butri, Barku und 11 kleine Forts; den Franzosen: die Forts François, Babenstein und zwei Inseln in der Mündung des Beninflusses; den Dänen: die Forts Christiansburg, Friedensburg, Prinzessenstein und Königstein; den Portugiesen einige Kastells.

Goldoni (Carlo), der berühmteste italienische Lustspieldichter des 18. Jahrh., wurde 1707 in Venedig geb., wo sein Großvater, ein Modeneser, eine Art von Generalpachter der sämmtlichen, im venetianischen Gebiet liegenden Güter des Herzogs von Massa und Carrara war. Der lebhafte Carlo zeigte früh Geschmack an theatral. Vorstellungen. Er las Alles, was er in dieser Hinsicht habhaft werden konnte, besonders die Werke des beliebten Komödiendichters Coccognini, und kaum 8 J. alt, fing er an, eine Komödie zu schaffen, die das Erstaunen der Verwandten erregte. Vater und Sohn errichteten nun ein kleines gesellschaftliches Theater. Bekanntlich durfte aber zu jener Zeit in den päpstlichen Staaten kein Frauenzimmer auf der Bühne erscheinen; deswegen übertrug man dem jungen G. meist die Mädchenrollen, die er auch bei s. hübschen und zierlichen Aeußern recht gut ausführte, und z. B. in Gigli's berühmter »**Sorellina di Don Pilone**« mit großem Beifall auftrat. Er genoß dabei den Unterricht der Jesuiten; später machte er in Rimini bei den Dominicanern seinen humanistischen Cursus. Die Steifheit seines eigensinnigen Lehrers verleidete ihm hier den Aufenthalt; eine herumwandernde Schauspielertruppe zog ihn desto mehr an. Er sah Frauenzimmer auf dem Theater und ward hingerissen. Die Komödianten gewannen

ihn gleichfalls lieb; und er entschloß sich, ihnen heimlich nach Chiozza zu folgen, wo damals seine wieder zusammenlebenden Eltern wohnten. Sie verziehen dem Jüngling den leichtsinnigen Streich; der Vater bestimmte nun seinen Sohn zur Medicin und nahm ihn fleißig bei seinen Krankenbesuchen mit. Dies gefiel aber G. noch weniger; er erhielt endlich die Einwilligung der Eltern, sich im nahen Venedig der Rechtskunde widmen zu dürfen. Bald darauf verschaffte ihm jedoch ein Verwandter eine Freistelle im päpstlichen Collegium auf der Universität zu Pavia. Er disputirte in Padua, und ging darauf nach Venedig, um zu advociren. Die Clienten fanden sich jedoch nur sparsam ein, und er sah sich genöthigt, sich nach anderm Erwerb umzuthun. Ein übereilt gegebenes Eheversprechen stürzte ihn in endlose ökonomische Sorgen. Er verließ Venedig und ging nach Mailand, seine Oper »Amalasunte« als einzige Habe mit sich nehmend. Seine Hoffnungen, durch dieselbe hier sein Glück zu machen, scheiterten. So wanderte er bis 1736 unstät mit den Unstäten herum in einem ewigen Taumel von Intriguen und Zerstreuungen lebend, bis er sich in Genua mit der Tochter eines Notars verehlichte und nach Venedig zog, wo er nun erst begann, das Fach dramatischer Dichtungen zu cultiviren, in welchem er sich auszeichnen sollte. 1739 wurde er zum genuesischen Consul in Venedig ernannt; ein Posten, dem er zwar mit Geschick und Fleiß vorstand, der ihm aber wenig oder nichts einbrachte, und nicht verhinderte, daß der Dichter 1741 sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Venedig abermals zu verlassen, um anderwärts ein Auskommen zu suchen. Er begab sich mit seiner Familie nach Bologna, Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauspielergesellschaften arbeitete, und sich leidlich befand, bis ihn östreichische Husaren auf dem Wege nach Pesaro rein ausplünderten; ein schurkischer Postillon ließ ihn und seine Gattin unterwegs auf freiem Felde sitzen,

und fuhr davon. Auf seinem Rücken trug G. seine Gattin durch einige ausgetretene Flüsse, und endlich trotz aller Hindernisse im Hauptquartiere der Oestreicher anlangend, erhielt der Dichter sein ihm geraubtes Eigenthum zurück. In Rimini übernahm nun G. die Direction des Theaters und lebte einige Zeit in Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Dann ging er nach Florenz und Siena, wo er gute Aufnahme fand und in Pisa von den Arkadiern, deren Sitzung er beiwohnte, bewogen wurde, zu den Rechten zurückzukehren. Eine Zurücksetzung, die ihm in Pisa widerfuhr, bewog ihn, die Rechtsgelehrsamkeit noch einmal zu verlassen und einer Schauspielergesellschaft, die ihn als Theaterdichter annahm, nach Mantua zu folgen. Von hier kam er nach 6jähriger Abwesenheit wieder nach Venedig. Nun begann er, für das Theater San-Angelo arbeitend, den Riesenkampf mit dem eingewurzelten Geschmack an Arlequinaden und improvisirten Stücken, und seinem Genie, und seiner ungemeinen schriftstellerischen Fruchtbarkeit gelang es endlich, eine neue Ära in der Kunst heraufzuführen. Doch Sorgen und Aerger warfen ihn aufs Krankenlager; der Directeur ward durch seinen Fleiß reich, er blieb arm, und als er eine billige Vergütung seiner angestrengten Arbeiten forderte, erhielt er nichts als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band seiner Werke herausgeben zu dürfen. Dennoch blieb er seinen Verbindlichkeiten treu, folgte der Gesellschaft nach Turin und ging erst nach Ablauf seiner Contractzeit zum Theater St.-Luca über, zugleich eine neue Ausg. seiner Werke auf Subscription besorgend, wodurch sich seine Umstände verbesserten, zugleich aber auch seine Gegner, die Verfechter der alten Commedia dell' arte, neuen Stoff zu Verlästerungen fanden. 1758 nach Parma an den Hof Don Philipps berufen, dichtete er einige Opern, die von Duni und Piccini in Musik gesetzt wurden. 1761 riefen ihn die italienischen Schauspieler nach Paris, wo

mehrere seiner Stücke ungemeinen Beifall fanden. Durch die Dauphine erhielt er die Stelle eines Lectors und Lehrers der italienischen Sprache bei den Töchtern Ludwigs XV.; allein durch den Tod des Dauphins, der Dauphine und des Königs von Polen, wurde wegen der Hoftrauer sein Amt und sein Gehalt suspendirt. Erst nach 3 J. gab man ihm einen Jahrgehalt von 3600 Livres. Beim Ausbruch der Revolution aber verlor der 85jährige Dichter seine, auf die Civilliste des Königs angewiesene Pension und das Decret des Nationalconvents vom 7. Januar 1793, welches ihm auf Chenier's Antrag für die Folge den entzogenen Gehalt sicherte und ihn den Rückstand auszuzahlen gebot, fand ihn schon im Sterben. Er verschied den Tag darauf im beinahe vollendeten 86. J. Seine Witwe erhielt den rückständigen Gehalt und eine Pension. G.'s Verdienste um das ital. Theater sind nicht zu verkennen. Viele seiner zahlreichen Stücke erhalten sich noch auf den Bühnen seines Vaterlandes, und in Uebersetzungen auch auf denen des Auslandes, wie z. B. »Der Diener zweier Herren,« »Der Schwätzer,« »Der Lügner« u. a. Unter den vielen Ausgaben seiner Werke ist die 1809 in Lucca in 26 Bdn. herausgek. die vollständigste. Uebersetzungen und Bearbeitungen einzelner Stücke von ihm gibt es im Französischen, Deutschen und Englischen. Neuere Lustspieldichter schöpfen noch oft ihre Stoffe aus der reichen Fundgrube seiner Laune und seiner Weltbeobachtung, welche letztere ihn besonders in den Stand setzte, sich in den verschiedenartigsten Genres, und meist mit Glück zu versuchen. Doch sagte seinem Talente das Charakter- und Intriguenstück am meisten zu, und man muß hier sowohl die Reichhaltigkeit seiner Erfindungsgabe in Betreff der Anlage, die immer, trotz seinem vielen Schreiben, neu war, als die große Naturgemäßheit und Treue der Zeichnung seiner Charaktere in jeder Situation bewundern. Die von ihm verfaßten Memoiren zur

Geschichte seines Lebens und des Theaters seiner Zeit, sind ins Englische und ins Deutsche übersetzt, auch in der zu Paris herausgekommenen »**Collection des mémoires sur l'art dramatique**,« etwas verkürzt, aufgenommen worden. G. schrieb sie in franz. Sprache, in der er selbst ein paar Lustspiele dichtete, wovon das Eine (»**Le bourru bienfaisant**«) 1771 in Fontainebleau und Paris mit großem Beifall gegeben ward, und sich auf dem Repertoire erhalten hat. Zu G.'s heftigsten Gegnern in Italien gehörte Gozzi, der, reich mit Witz begabt, nicht allein den Verdränger der Masken auf der Scene mit Epigrammen und Impromptus überschüttete, sondern auch in seinem Eifer für die **Commedia dell' arte** die ganze Akademie der Granelleschi in Venedig gegen ihn aufwiegelte: ein Verfahren, welches G. edelmüthig in s. Memoiren mit Stillschweigen übergeht.

Goldprobe (Scheidek. u. Goldarb.), die Untersuchung, wie viel Zusatz an Silber oder Kupfer ein Stück Gold beim Legiren bekommen hat. Es geschieht dies entweder, indem man mit dem Gold einen Strich auf den Probirstein und nun mit der Probirnadel einen Strich darneben macht, wodurch man an der Verschiedenheit der Farben sieht, ob das Gold von mehr oder weniger Goldgehalt ist, als das, mit dem der Strich nebenbei gemacht wurde, oder man untersucht es mit Scheidewasser, welches zwar Silber und Kupfer, aber nicht Gold auflöst; die sicherste Probe endlich geschieht mit dem Treiben auf dem Teste. Goldpulver (**aurum pulveratum s. alcoholisatum**, Chem.), das aus seiner Auflösung in Goldscheidewasser durch schwefelsaures Eisen als feines metallisches Pulver gefällte Gold. Man hat es neuerdings als Mittel gegen Syphilis innerlich gebrauchen und in die Zunge einreiben lassen.

Goldschläger (Technologie), ein Künstler, welcher das Blattgold, Blattsilber und Metallgold verfertigt. Er gießt Gold zu

einem Stabe, streckt diesen auf einem Ziehwerk, welches der Drahtplättmühle gleich ist, glüht und schmiedet ihn mehrmals, bis er so dünn ist, daß er mit einer Schere in 1 QZoll große Stückchen geschnitten werden kann. Nun erfolgt das eigentliche Goldschlagen auf einer Marmorplatte mit dem Form- und Schlaghammer, welcher eine sehr glatte Bahn hat und ungefähr 18 Pfund schwer ist. Beim Schlagen wird das Goldblech zuerst in die Quetsch- oder Pergamentformen, eine Menge über einander gelegte Blätter von gewöhnlichem Buchbinderpergament, gelegt. Man hat davon 2 Arten: Dickquetsche, Heraus- und Dünnquetsche. In der Dickquetsche wird das Goldblatt so stark wie Papier und kann noch einmal geglüht werden, wobei man es in eine eiserne Kapsel, Glühschachtel legt. Nach dem Schlagen in der Herausquetschform wird jedes Goldblatt in 2 Theile, nach dem Schlagen in der Dünnquetsche wieder in 4 Theile getheilt. Nun kommen die Goldblätter in die Hautformen, welche aus dem abgezogenen, vom Fette gereinigten, auf einen Rahm gespannten und getrockneten obersten Häutchen der Rindsdärme (Goldschlägerhäutchen, Goldschlägerblase) gemacht werden, und von welcher die erste die Löthform, die andere die Dünnschlagform heißt. Nach dem Schlagen in der Löthform wird jedes Goldblatt wieder in 4 Theile getheilt. Von den einzelnen Formen werden beim Schlagen mehrere in ein Formenfutteral von Pergament gespannt. Die Formen werden mit der Spannzange gehalten, die einzelnen Goldblätter mit der Werkzange abgenommen. Das Beschneiden der Goldblätter geschieht mit dem Karren, 2 Messerklingen, welche parallel so zusammengesetzt sind, daß sie mit Schrauben enger und weiter gestellt werden können. Aus dem feinsten Golde gemacht und etwas über $2\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat, beträgt die Dicke eines solchen Blättchens den 24,000sten Theil einer Linie und es wiegt den 21,000sten Theil eines Lothes. Die Verfertigung des

Blattsilbers und Metallgoldes geschieht auf dieselbe Weise. Die Verfertiger des Metallgoldes heißen Goldschaumschläger im engern Sinne. Goldschlägerpapier, dünnes, mit Bolus gefärbtes Papier, zwischen welches die Gold- und Silberblätter gelegt und buchweise verkauft werden.

Goldtinctur (tinctura auri, Pharm.), Zubereitung aus Goldsalzen, welche ehemals häufig in verschiedener Art bewirkt wurde, um Heilmittel zu erhalten. In mehrere so bezeichnete Arzneibereitungen kam auch Gold, ohne daß es ein wirksamer Theil wurde; dahin gehört die besonders auch als G. bekannte Essentia dulcis der hallischen Waisenhausapotheke. Eine wirksame G., von der auch in neuerer Zeit Gebrauch gemacht worden, besteht aus Goldoxyd in Schwefeläther aufgelöst. Eine Drachme reines Gold, in 2 Drachmen Goldscheidewasser aufgelöst, wird mit 2 Unzen Schwefeläther vermischt und, wenn dieser das Gold in sich aufgenommen, die schön goldgelbe Tinctur von der nunmehr ungefärbten sauern Flüssigkeit abgesondert und an einem dunkeln Orte, weil im Lichte sich Gold metallisch ausscheidet, aufbewahrt.

Goldwäsche, 1) der Ort oder die Anstalt, wo aus Flußsand die goldhaltigen schwarzen Körner ausgesondert werden. Auf einem tischähnlichen hölzernen Gestelle wird ein wollenes grobes Tuch ausgebreitet, auf dieses eine beliebige Menge Sand aus dem Flusse gebracht, welche wiederholt mit Wasser überschüttet wird, bis der untaugliche Sand weggespült ist, wobei jedoch der Goldsand und ein schwerer weißer Sand in dem wollenen Tuche zurückbleibt. Dieses Gemengsel wird in ein hölzernes Gefäß gethan und so lange geschüttelt, bis nur der schwarze Sand zurückbleibt, aus welchem das Gold durch Amalgamiren mit Quecksilber gewonnen wird. 2) (Berg.) so v. w. Goldseifenwerk.

Golfstrom, 30 Meilen breite Meeresströmung an der östlichen Küste von Nordamerika, treibt das Meerwasser aus dem Meerbusen von Mexico nach Neufoundland. Von dem himmelblauen Meerwasser unterscheidet sich die Strömung durch die indigoblaue Farbe.

Golgatha (eigentl. Golgoltha, v. chald., d. i. Schädelstätte, bibl. Ant.), Richtplatz (daher der Name, nicht von seiner schädelähnlichen Gestalt, oder weil Adams Kopf hier begraben läge) außerhalb Jerusalem, wenn auch nicht abgesonderter Hügel, doch wohl etwas erhöhter Ort, nach der Tradition an der Nordwestseite der alten Stadt; wird noch als Calvarienberg mitten in der Stadt gezeigt; unstreitig irrig. Vielleicht ist G. (das offenbar außerhalb der alten und also auch der neuen Stadt lag) an der Straße von Jericho zu suchen. Vgl. Plessing, »Ueber Golgatha und Christi Grab,« Halle 1789.

Golkonda, 1) Staat des Nizams von Hyderabad in Vorderindien, 4521 QM. groß, mit 10 Mill. Ew.; grenzt in O. an die Provinz Gundwana, gegen S. an den Fluß Krishna, gegen W. an die Provinzen Bednur und Aurungabad, und im N. an den Fluß Godavery; besteht aus den Provinzen Hyderabad, Beeder und Berar, und ist großentheils bergig. Darin der Godaveri, auf der Ostseite große Waldungen mit Teakholz zum Schiffbau. Bekannt sind die Diamanten, welche aber hier nicht gefunden, sondern nur geschliffen werden. Der Nizam (König) oder Subah (Vicekönig) ist ein Verbündeter, oder vielmehr Vasall der Briten, hat 20 Mill. Gulden Einkünfte, und unterhält 3000 Soldaten. Die Hauptstadt ist Hyderabad. 2) Festung auf einem Felsen in der Provinz Hyderabad.

Golownin (W. M.), kais. russ. Commodore; segelte 1811 mit der Kriegssloop Diane aus dem Hafen von Kamtschatka, um die Lage der südlichen kurilischen Inseln zu bestimmen, welche die Japaner beherrschen, landete im Juli auf der Insel Kunaschier, wo er feind-

selig behandelt und mit 7 seiner Gefährten verhaftet und nach de Hauptstadt Matsmai gebracht wurde. Hier blieben sie 2 Jahre, bis sie endlich durch die günstigen Berichte von 3 japanischen Statthaltern ihre Freiheit wieder erhielten. Die »**Narrative of my captivity in Japan, during the years 1811—1813;**« und im Anhange »**An account of voyages to Japan to procure the release of the author and his companions,**« von Cap. Rikord (London 1817, 2 Bde.; aus d. Russ. v. Schulz, 2 Thle., Leipzig 1817) beweisen, daß G. ein guter Beobachter ist; indessen konnten seine statistischen Nachrichten über Japan weder so vollständig noch so genau seyn, als des (1812 zu Paris verst.) Titsingh Werk über Japan, durch welches Kämpfer und Thunberg ergänzt werden. (Es erschien franz. und ins Engl. übers. von Schoberl m. Kupf. u. d. T.: »**Illustrations of Japan,**« London 1822.) — Noch hat G. eine Geschichte der Schiffbrüche in russischer Sprache herausgegeben. Jetzt ist dieser Seefahrer Mitglied des Reichsadmiralitätscollegiums; auch arbeitet er mit an der neuen Seekarte, welche das Eismeer, die Beringstraße mit der Küste von Nordostasien und Nordwestamerika darstellt. Ihm zu Ehren haben russische Seefahrer einen von ihm, an der Nordwestküste von Amerika entdeckten Sund Golowninssund genannt.

Gomar (Franz), geb. zu Brügge, um die Zeit der Entstehung der Arminianer Professor der Theologie zu Leyden; College, aber auch heftigster Gegner des Arminius (s. d.). Er war das Haupt der Contraremonstranten (früher Gomaristen genannt) und bekämpfte des Arminius Lehrsätze fast mit Erbitterung, besonders bei der Disputation im Haag 1608. Später legte er sein Lehramt nieder, nahm aber noch fortwährend an dem Kampfe Theil; st. zu Gröningen 1641. Seine Schriften: »**Exhortatio belgica;**« »**Specimen doctrinae Arminianae;**« »**Judicium de primo articulo Remonstrantium**

de electione et reprobatione,« gesammelt Amsterdam 1745, sind wichtig für die Geschichte dieses Streites, der auch mit den damaligen politischen Verhältnissen der Niederlande in Zusammenhang stand. Vgl. Arminius und Dortrechter Synode.

Gonfaloniere, das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf deutsch so viel als Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt, und verwaltete sein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben, als die Ehre und freie Tafel. Erst nach sechs Jahren konnte dieselbe Person wieder gewählt werden. — Gonfaloniere des päpstlichen Stuhls war ein Titel der Herzoge von Parma.

Gong (Gong-Gong, auch Kamtam genannt) ist ein Becken, ungefähr in Gestalt eines Tambourins, aus Glockenspeise von sehr hellem Tone, dessen sich die Indianer bei ihrer Musik bedienen, indem sie es mit der einen Hand am Rande halten und mit der andern mit einem hölzernen, überzogenen Klöppel daran schlagen.

Goniometer (gr.), ein mathematisches Instrument zum Aufnehmen der Winkel und Figuren — der Winkelmesser. Goniometrie, die Lehre, auch die Kunst, Winkel zu messen.

Gonne, 1) eine Art Fässer, worin der gesalzene Lachs verpackt wird; sie wiegen gemeiniglich 4—500 Pfund; 2) ein Faß, um Bier oder andere flüssige Dinge auf die Schiffe einzuschiffen.

Gonsalvo (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen der große Feldherr (el gran Capitan), geb. zu Montilla bei Cordova 1443. Von 1458—67 diente er mit Auszeichnung gegen die Mauren. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Isabelle 1474 die Thron bestiegen hatten, der König von Portugal ihnen aber denselben streitig machte, half G. den Sieg bei Toro 1476 erkämpfen. In dem blutigen Kriege mit Granada nahm er mit Sturm mehrere

Plätze, und besiegte die kühnsten Mauren, die sich ihm zum Zweikampf darstellten. Darauf sandte ihn Ferdinand mit 5600 M. seinem Vetter Friedrich, König von Neapel, gegen die Franzosen zu Hülfe. Nachdem er jenen Thron gesichert hatte, kehrte er nach Spanien zurück, wo er gegen die Mauren in den Alpuxarras focht, als Ludwig XII. von Frankreich den Krieg um Neapel aufs neue begann. G. ging 1500 abermals mit einem Corps von 4300 M. dahin ab, anscheinend zum Beistand der Venetianer gegen die Türken. Auch befreite er Zante und Cephalonien von den Ungläubigen, und gab sie den Venetianern zurück. Dann aber landete er auf Sicilien. Die Franzosen unter dem Herzoge von Nemours zogen in Neapel ein, während G. Calabrien besetzte, und nach dem Vertrage auch Basilicata und Capitanata verlangte. Die Franzosen, welche diese Landschaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten sich, und so kam es zum Kriege zwischen den Franzosen und Spaniern, der mit abwechselndem Glück geführt wurde, bis G. durch den Sieg bei Semiana 1502, beide Calabrien gewann. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola. Am Garigliano erfocht er mit 8000 M. über 30,000 Franzosen einen vollkommenen Sieg, der den Fall von Gaeta zur Folge hatte. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Sesa, und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeschränkter Gewalt. Seine Leutseligkeit, Gerechtigkeit und edelmüthige Gesinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber durch sein Glück hatte er sich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in seiner Macht beschränkt, zuletzt aber von seinem Posten abgerufen wurde. Ferdinand machte ihn zum Großmeister des Ordens des heil. Jakob. G., mißvergnügt, seinen nfluß verloren zu haben, verband sich mit dem Connetabel von Calien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufstandes

durch kluge Maßregeln zuvorkam. G. begab sich auf seine Güter in Granada. Der Zwist mit dem Könige, der die größte Schonung gegen den alten Helden zeigte, dauerte eine Zeitlang fort. Endlich versöhnten sich Beide und G. war im Begriff, wieder an die Spitze des Heeres zu treten, als er 1515 zu Granada starb.

Gonzaga, italienische Fürstenfamilie, deren Ursprung sich in dem Dunkel der Geschichte verliert. Sie sollen den Flecken Gonzaga anfangs besessen haben, nach And. leitet sich der Name von einer vornehmen Lombardin Gonzingin ab, die den angeblichen Stammvater des Hauses, Hugo, Kaiser Lothars Enkel, geheirathet haben soll. Seit dem 12. Jahrh., wo das Ansehen der deutschen Kaiser in Italien schwand, stritten sie mit den Bonacorsi's und Passerini's in Mantua um die Oberherrschaft, bis sich endlich Ludwig I. von G. 1328 Mantua's mit bewaffneter Hand bemächtigt, und den bisherigen Herrn, Passerini de Bonacorsi, ermordete. Sein ältester Sohn, dem er eigentlich die Oberherrschaft verdankte, starb vor ihm, der zweite, Guido, folgte ihm als Capitano von Mantua, und der dritte, Feldrino oder Petrino, gründete die Linie Novellara, die erst 1728 ausstarb. Kaiser Karl IV. bestätigte die G. als Podesta und Capitano von Mantua. Seitdem blieb die Familie G. fortwährend im Besitz von Mantua. 1432 ward Franz v. G. vom Kaiser Sigismund mit Mantua unter dem Titel einer Markgrafschaft belehnt. Der Nachfolger Friedrichs, Ludwig III., hatte 3 Söhne; der älteste stiftete die Hauptlinie von Mantua, die 1530 unter Friedrich II. vom Kaiser Karl V. in den Herzogstand erhoben ward, der zweite, Johann Franz, stiftete die Linie Sabioneta, und von dem dritten, Rudolf, stammten die Herzöge von Castiglione, deren Besitzungen 1692 vom Kaiser eingezogen wurden. 1519 spaltete sich die Hauptlinie wieder durch Friedrich II. in die Linie von Mantua und durch Ferdinand I. in die Linie von Gua-

stalla. Letztere Linie machte, als 1627 die älteste Linie Mantua ausstarb, zwar Ansprüche auf den Besitz Mantua's, allein Frankreich unterstützte den wahren Erben, Karl I., Herzog von Nevers, Enkel Friedrichs II. (der 2. Sohn von diesem, Ludwig, hatte durch die Tochter des Herzogs von Kleve, Henriette, die Herzogthümer Nevers und Rhetel erhalten), so daß er, trotz der Ansprüche Guastalla's, das Herzogthum erhielt. Auch dieses Haus starb indessen 1708 aus, nachdem der letzte Herzog Ferdinand, weil er den Franzosen im spanischen Successionskriege die Thore geöffnet hatte, vom Kaiser Joseph I. seines Herzogthums entsetzt worden war. Die Besitzungen des Hauses kamen, obschon die Nebenlinien, die Grafen von Novellara erst 1728, die Herzöge von Guastalla 1746, ausstarben und auch die Fürsten von Castiglione erst 1727 wegen Lehnsverbrechen aus ihrem Besitz vertrieben wurden, doch an Oestreich. Noch jetzt lebt eine Nebenlinie (Bescovati) der G. zu Mantua im Privatstand. Außerdem waren mehrere Prinzessinnen dieser Familie an große Monarchen verheirathet. Bemerkenswerth sind: 1) Franz I., Sohn Guido's von Mantua, ward von seinem Bruder, dem Podesta Ludwig II. von Mantua, wie sein älterer Bruder Ugolino, um 1365, wegen angeblich angezettelter Verschwörung hingerichtet. 2) Franz II., Sohn von Ludwig II. und Nachfolger desselben 1382, ließ auf Anstiften Johann Galeazzo's, Herzog von Mailand, seine Gemahlin unschuldig hinrichten, gerieth, als er den Betrug wahrnahm, mit diesem in Krieg und st. 1407. 3) Friedrich I., Sohn Ludwigs III.; trat die Regierung von Mantua 1478 an; diente mehrern italienischen Staaten gegen Sold; vertheidigte das Haus Este gegen die Angriffe des Papstes Sixtus IV. und der Venetianer und st. 1484. 4) Friedrich II., Sohn von Franz II., wurde von Karl V. am 25. März 1530 zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafschaft Montferrat

belehnt. Die Würde erbte auf seine Nachkommen fort. Ihm folgte 1540 sein Sohn Franz III.; diesem, der 1550 ohne Nachkommen starb, sein Bruder Wilhelm (geb. 1536, st. 1587), dessen Sohn und Nachfolger, Vincent I., in den ungarischen Kriegen gegen die Türken sich sehr auszeichnete. Er hinterließ 1612 drei Söhne, Franz IV. (st. 1612), Ferdinand IV., den Cardinal (st. 1626), und Vincent II. (st. 1627), die einander schnell in der Regierung folgten, und sämmtlich ohne männliche Nachkommen starben. Mit ihnen erlosch die regierende Linie. Der nächste Erbe wäre der Herzog von Nevers, Karl I., von G. gewesen; aber im Hinterhalt stand auch der Herzog von Guastalla, Ferdinand II., mit Ansprüchen auf die ganze Erbschaft, und der Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit Ansprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauses von Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Karl I., war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, als er nach Frankreich ging, auf die Erbfolge nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papst unterstützten ihn, denn alle drei wünschten, endlich ein Ende der spanisch-östreichischen Uebermacht zu sehen, und dieser Fall konnte entscheiden. Spanien und Oestreich unterstützten hingegen den grundlosen Anspruch des Herzogs von Savoyen, woraus sich der mantuanische Erbfolgekrieg entspann, der endlich nach Richelieu's Wunsche beendigt wurde, denn der Kaiser mußte den Herzog Karl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen, 1631 gelangte er zum ruhigen Besitze, und ihm folgte 1637 sein Enkel Karl III. (Karl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten seines Vaters gestorben), während dessen Regierung das Fürstenthum seine völlige Unabhängigkeit erhielt (st. 1665). Allein sein Sohn und Nachfolger, Karl IV., nahm in Mantua franz. Garnison ein, und trat im spanischen Erbfolgekrieg auf Frankreichs Seite. Deshalb erklärte Kaiser Joseph I.

ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua starb. Oestreich blieb im Besitze seines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlassen. Viele aus dieser berühmten Dynastie haben sich als Helden ausgezeichnet, andre durch Liebe für Künste, Wissenschaften und Alterthümer. Ludwig G. schickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an Petrarca nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein andrer Ludwig G., der um 1549 starb, war Dichter; Cesare errichtete 1565 die Akademie **degl' invagliti**, und mehrere legten Galerien von Gemälden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine ausgebreitete Malerschule, und viele berühmte Künstler fanden Unterstützung und Ehre. Auch Frauen aus dieser Familie haben sich in gleicher Hinsicht ausgezeichnet. Barba G. beredete ihren Gemahl, Herzog Eberhard von Würtemberg, zur Stiftung der Universität Tübingen. Isabelle G., Gemahlin des Herzogs von Urbino, nannte Sansovino die Mutter der Wissenschaften; von Lucretia G., der unglücklichen Gemahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552, die jedoch Haym dem Hortensio Landi zuschreibt). Unter denen, die sich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet sich aus Louise Marie, Tochter Herzogs Karl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kasimir, st. 1667. Ihre Schwester Anna, Gemahlin des pfälzischen Prinzen Eduard, spielte eine Zeitlang am franz. Hofe eine bedeutende Rolle. Sie starb 1684, 68 J. alt, und aus ihrem Nachlaß erschienen die anziehenden »**Mémoires d'Anne de Gonzagues**« (London und Paris 1786).

Gonzalez, 1) (Antonio), ein Portugiese, Seefahrer; lief 1440 auf den Seehundfang an der Küste von Afrika aus, segelte hier zum erstenmal vor dem weißen Vorgebirge vorbei und machte einige Mauren in einem Gefechte mit den Eingebornen zu Gefangenen; dies

waren die ersten Neger, die nach Europa kamen. Er stellte sie, nach Lissabon zurückgekehrt, dem Infanten Don Heinrich vor, der ihm jedoch befahl, dieselben in ihr Vaterland zurückzuführen. Hier gaben ihre Verwandten Goldstaub und Negersklaven als Lösegeld. Dies war der erste Anfang zum Negerhandel. 10 Jahre später errichteten die Portugiesen auf der Insel Arguin ein Etablissement zur Betreibung des Negerhandels. Der Fluß, an dem G. den Goldstaub erhalten hatte, ward **Rio d'ouro** genannt. G. machte außerdem noch mehrere andere Entdeckungsreisen an die afrikanische Küste. 2) (Bartholom.), geb. 1548 zu Valladolid, st. 1611 zu Madrid, ein vorzüglicher Portraitmaler; ward von Philipp III. zum Hofmaler ernannt. 3) (Joh. Joachim, genannt Borgognone dalle Teste), geb. zu Madrid 1630; ein trefflicher Portraitmaler. 4) (Peter Ruiz), geb. zu Madrid 1633, Maler; fertigte kleine historische Gemälde, in Titians und Paul Caliari's Manier. In seinen Gemälden ist die Composition vorzüglich; st. 1709.

Gool (Joh. van), geb. im Haag 1685, guter Landschafts- und Thiermaler; studirte nach Paul Potter.

Goralen und Mazuraten, polnischer Volksstamm in Galizien; der gemeine Haufe und niedere Adel sehr unwissend und faul u. dgl. Der vornehmere Adel oft sehr gebildet.

Gorani (Joseph, Graf von), geb. zu Mailand 1740, gehörte einem literarischen Clubb an und gab im Geiste desselben eine Zeitschrift unter dem Titel: »**le Café**,« über Gegenstände der bürgerlichen Verwaltung heraus; sie nahm sich zu Anfang der Revolution der Grundsätze derselben sehr an. Joseph Baretti bekämpfte die Ideen derselben in seinem Zeitblatte: »**Frusta letteraria**« (Litterarische Geißel). Der Clubb vertheidigte späterhin die Sache der franz. Revolution; G. am heftigsten. In den Werken seines reifern Alters über Philosophie

Staatswirthschaft und öffentliche Erziehung athmet ein demokratischer Geist. Dieser Art sind auch seine geheimen Memoiren über Italien (»**Mémoires secrets et critiques sur les cours d'Italie,**« 3 Bde., Paris 1793); vorzüglich über Neapel, eine Abhandlung über den Despotismus, und seine Untersuchung über die Wissenschaft der Regierung. Seine Grundsätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterscheidungen veranlaßten, daß er aus der Liste des mailändischen Adels gestrichen und sein Vermögen eingezogen wurde, wogegen ihm die Nationalversammlung den Titel eines franz. Bürgers ertheilte. G. begab sich 1792 nach Frankr., von hier 1794 nach Genf, wo er 1822 noch lebte.

Gordischer Knoten. Gordios, ein Landmann, wurde auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich eine Empörung ausgebrochen war, und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Königs befragten, bestimmte dasselbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter zu besuchen. Dies war G., welcher aus Dankbarkeit seinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichsel desselben einen so künstlichen Knoten befestigte, daß das Orakel demjenigen die Herrschaft der Welt versprach, der ihn auflösen würde. Er baute die Residenzstadt Gordium. Da ihn Alexander nicht lösen konnte, zerhieb er ihn, um das Vertrauen der Seinigen nicht zu schwächen.

Gordon, 1) (Katharine), Tochter des Grafen Georg **II.** von Huntley und eine nahe Verwandte von König Jakob **IV.** von Schottland, der sie 1495 an den Betrüger Perkin oder Peter Warbeck verheirathete, welcher sich für den Prinzen Richard von York und den rechtmäßigen Prätendenten der englischen Krone ausgab. Sie folgte ihm nach Irland und Cornwallis und, als er 1498 vom König Heinrich **VII.** bei Exeter gefangen wurde, nach London, wo sie vom Hofe

freundlich aufgenommen wurde und unter der Regierung Heinrichs VIII. ſt. 2) (Georg), Graf von Huntley, Sohn von Joh. Gordon und Enkel Alexanders, Grafen von Huntley; wurde 1536 Geheimerath und, als Jakob V. zu ſeiner Vermählung nach Frankreich ging, Reichsverweſer. Nach des Königs Tode hintertrieb er die Vermählung der Königin Marie mit Eduard IV. von England, ward 1546 Kanzler von Schottland und erhielt 1555 den Auftrag, die ſogenannten Clan-Raynalds zur Ruhe zu bringen, was ihm aber nicht gelang. Er wurde deswegen verhaftet und mußte eine große Geldſtrafe erlegen und die Güter wieder abtreten, die er unrechtmäßiger Weiſe an ſich gebracht. Nach ſeiner Befreiung widerſetzte er ſich der Einführung der proteſtantiſchen Lehre in Schottland, wollte die Königin Marie mit ſeinem Sohne vermählen und ſuchte ſich deshalb ihrer Perſon zu bemächtigen, ward aber von Murray 1563 gefangen und ſt. bald darauf. 3) (Georg), Marquis von Huntley, Enkel des Vor., ſpielte eine große Rolle in den Unruhen, welche damals Schottland erfüllten; wurde 1594 verbannt, kehrte 1596 zurück, trat zur reformirten Lehre über, erhielt deshalb 1599 die markgräfliche Würde und ſt. um 1635. 4) (Patrick), ging gegen das Ende des 17. Jahrh. nach Rußland, bildete für Peter den Großen nebſt Lefort die ruſſiſchen Heere auf europäiſche Art aus, ſtürzte die Schweſter Peters, Sophie, und ihren Günſtling Galitzin, befehligte als Feldmarſchall im Türkenkriege 1696 und eroberte Aſow, wurde im folgenden Jahre Commandant von Moskau, unterdrückte die Empörung der Strelitzen und ſt. 1699. 5) (Alexander), diente anfangs in der franzöſiſchen Armee, dann, von dem Vor., ſeinem Verwandten, nach Rußland berufen, im Heere Peters des Großen, gerieth aber in ſchwediſche Gefangenſchaft, in der er 8 Jahre blieb, kehrte in ſein Vaterland zurück und ſt. 1752. Er ſchrieb eine »Geſchichte Peters des Großen,« deutſch von Wichmann,

2 Bde., Leipzig 1762. 6) (Alexander), englischer Alterthumsforscher; st. 1750 als Friedensrichter zu Carolina in einem hohen Alter. Man hat von ihm: »Itinerarium septentrionale, or a Journey thro most of the Countries of Scotland,« 2 Bde., London 1727, Fol., mit 66 Kupf., nebst »Additions and corrections,« 1732, Fol.; »Leben des Papstes Alexander VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia,« 1729, Fol.; »Untersuchung der ägyptischen Alterthümer,« 1737, Fol. 7) (Lord Georg), jüngerer Sohn des Herzogs von Gordon, geb. 1750 zu London; nahm englische Seedienste, verließ sie aber wieder, ward Mitglied des Parlaments und zeichnete sich durch seine heftige Opposition gegen alle Parteien aus, nahm sich der protestantischen Religion besonders eifrig an und eiferte 1780 gegen die damals vorgeschlagene Toleranzbill, wurde deshalb als Anführer eines sehr gefährlichen, selbst die Bank bedrohenden Aufruhrs verhaftet, jedoch wieder freigelassen, 1786 von dem Bischof von Canterbury wegen wüthender Schmähungen excommunicirt, ging nach Frankreich, entfloh 1788 wegen einer Schrift gegen die Königin Marie Antoinette aus diesem Lande aber nach Holland und kehrte bald darauf wieder nach England zurück, nahm hier die jüdische Religion an und st. im Gefängniß zu Newgate 1793.

Gorgonen (Myth.), drei Töchter des Phorcys und der Ceto, nämlich: Stheno, Euryale und Medusa, mit furchtbarem Antlitze, das Haar mit Schlangen umwunden, und mit Schlangen umgürtet; bei ihrem Anblicke versteinerte sich sogleich Alles. Die beiden ersten waren unsterblich und behielten ihre Jugend. Nur Medusa war sterblich. — Gorgonisch, furchtbar, schauderhaft; dann auch steinabsetzend, versteinernd, mit einer Kruste überziehend (z. B. die Karlsbader Quelle).

Görres (Johann Joseph), geb. zu Coblenz am 25. Januar

1776, Sohn eines Kaufmanns; studirte erst Medicin zu Bonn, verließ aber dies Studium, als die französische Revolution begann, und gab eine Zeitschrift: »Das rothe Blatt,« heraus. Auf Antrag Hessens wurde diese untersagt, lebte aber als »Rübezahl im blauen Gewande« bald wieder auf, das jedoch auch bald wieder endete. Als in den letzten Jahren des 18. Jahrh. das Schicksal des linken Rheinufers immer noch unentschieden war und dieses unter dem Aussaugungssystem der französischen Civil- und Militairbehörden litt, trat G. an die Spitze der Patrioten und ward 1799 mit einer Deputation nach Paris geschickt, um dort um Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich zu bitten. Bald kehrte jedoch die Gesandtschaft unverrichteter Dinge wieder heim. G. ward nun Professor der Naturgeschichte und Physik bei der Secondairschule in Koblenz und widmete sich ganz der Naturphilosophie, verließ jedoch 1806 Koblenz, um sich nach Heidelberg zu begeben, wo er mit Brentano und Arnim die Einsiedler-Zeitung herausgab und besonders das Mittelalter studirte. 1808 kehrte er nach Koblenz auf seinen Posten zurück. 1813 schloß er sich begeistert an die deutsche Partei an und gab seit Februar 1814 in diesem Geiste den »Deutschen Mercur« heraus, das freimüthigste Blatt, das je in Deutschland erschien. Es ward 1816 verboten. Jetzt ging G. mit seiner Familie nochmals nach Heidelberg, um die Schätze der alten Zeit, welche von Rom zurückgekommen waren, zu benutzen. Späterhin kehrte er nach Koblenz zurück, und war bei der Hungersnoth 1817 an der Spitze eines Bürgervereins sehr thätig. Der Aufenthalt des Staatskanzlers in Engers 1818 gab Veranlassung zu der Adresse der Stadt und Landschaft Koblenz vom 12. Jan., welche die Wünsche des Landes dem Fürsten vortrug. Hierbei ist nachzuholen, daß G. von dem Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, zum Director des öffentlichen Unterrichts in s. Gou-

vernement ernannt worden war. Hierüber traten späterhin mancherlei Reibungen ein, und der Gehalt blieb unbezahlt, bis der Staatskanzler alle Rückstände auszahlen ließ. Jene Adresse von G. aber wurde vom König nicht gnädig aufgenommen, und G. hätte, wenn Berechnungen der Klugheit in seinem Charakter gelegen hätten, als preußischer Unterthan einen gemäßigtern Ton annehmen sollen, als es von ihm geschah. Die Ermordung Kotzebue's durch Sand, der Angriff auf Ibell durch Löning, die Besorgniß demagogischer Umtriebe in Deutschland: alle diese Umstände und die Gegenwirkungen, welche man von mehr als einer Seite zu erblicken glaubte, hatten eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht. G. glaubte dabei kein unthätiger Zuschauer seyn zu dürfen, und so entstand 1819 die Schrift: »Deutschland und die Revolution,« die fast gleichzeitig von Scheffer in Paris ins Franz. übers. wurde. Sie erregte in Berlin ein solches Mißfallen, daß der Befehl ertheilt wurde, den Verf. auf eine Festung zu bringen. Allein G. floh nach Frankreich, wo er Schutz fand, in so fern er sich, gab man ihm zu verstehen, ruhig verhalten würde. Die Artikel, welche bei seiner Ankunft in Frankreich über den Umfang und die Grenzen dieses Schutzes zwischen G. und den pariser Zeitungen nach ihren verschiedenen politischen Farben gewechselt wurden, hatten selbst ein wissenschaftliches Interesse. G. verweilte, nachdem er sich vergebens erboten hatte, in seine Heimath zurückzukehren, in so fern man ihn vor seinem natürlichen Richter (die koblenzer Assise mit ihren Geschworenen) stellen wolle, in Straßburg, bis der Tod des Herzogs von Berry den franz. Ministern Gewalt gab, verdächtige Personen nach Willkühr einsperren zu können: eine Gewalt, die, der franz. Verfassung zuwider, G. so aufregte, daß er nach der Schweiz ging, wo die Bibliotheken von St. Gallen, Schaffhausen und Zürich ihm Hülfsmittel für seine historischen Forschungen darboten. 1821 erschienen von

ihm, bei Metzler in Stuttgart, »Europa und die Revolution« und »In Sachen der Rheinprovinzen und in eigner Angelegenheit«: Schriften, die ihre Bewunderer wie ihre Feinde fanden. Man verbot solche hin und wieder in Deutschland: eine Mühe, die man sich vielleicht hätte ersparen können, da die mystische Sprache, welche in allen Schriften von G. herrscht, die meisten Leser abschreckt, sie bis an das Ende zu lesen. Wer nicht alle Fächer des tiefsten menschlichen Wissens durchgearbeitet hat, und in der Mythengeschichte der alten und neuen Welt so bekannt ist, als der Verf., wird in G.'s Schriften, seiner an Bildern überschwenglich reichen Sprache wegen, vieles völlig unverständlich und im Ganzen ohne Belehrung finden, wenn er auch Seiten in ihnen sollte bewundern müssen. Von ultramontanen Ansichten befangen, erkühnte sich G., die »Kirchenverbesserung einen zweiten Sündenfall« zu nennen! Ueber seine neueste Schrift: »Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona,« müssen wir dasselbe Urtheil fällen. G. lebte 1827 in Frankf. a. M.

Görz, 1) Kreis des österreichisch-illyrischen Guberniums Triest und gefürstete Grafschaft, zwischen dem Triester Gebiet, der Delegation Friaul im Venetianischen, dem laibacher und adelsberger Kreise; mit Gradisca 87½ QM. groß, 162,900 E.; ist größtentheils ein Gebirgsland, nur im südlichen Theile sind fruchtbare Ebenen. Wein- und Seidenbau. Der Kreis ist in 17 Distrikte getheilt. 2) Hauptstadt des Kreises, am Einflusse des Cornobaches in den Lisonzo; 7 Vorstädte, 725 H. 9100 Ew. Altes Kastell, Bischofssitz, gelehrte Gesellschaft, Seidenzeugwebereien, Lederfabriken, Seidenspinnerei, Weinbau, Seidenzucht. 3) (Gesch.) G. gehörte zu dem alten Illyricum und theilte mit diesem und dem spätern Friaul und Krain die Schicksale, bis es vom Kaiser Heinrich IV. oder V. zur eignen Grafschaft erhoben und den Grafen von Tyrol erblich gegeben war. Bald

war nun G. mit diesen vereint, bald getrennt. Graf Meinhardts III. Söhne theilten sie, und Meinhardt IV. erhielt Tyrol, Albrecht II. aber G. Im J. 1500 starb Graf Leonhard von G., ohne männliche Erben zu hinterlassen, und Kaiser Maximilian I. erbte G. vermöge alter Verträge. G. blieb nun als eine unabhängige Provinz bei dem östreichischen Staate bis 1809, wo sie an Frankreich abgetreten und von diesem zu den illyrischen Provinzen geschlagen ward. 1814 fiel G. an Oestreich zurück, das einen Kreis des Gouvernements Triest aus ihr machte. Sie hatte als Grafschaft 64 QM. und 119,000 E.

Görz (Schlitz genannt zu Görz), eine freiherrliche und später gräfliche Familie, welche im Stifte Fulda das Erbmarschallamt besaß und zu dem unmittelbaren rheinischen und fränkischen Reichsadel gezählt wurde. Sie stammt aus Kärnthen und ließ sich im 9. Jahrh. im Ländchen Buchau nieder, 1726 erlangte sie den Grafentitel (Schlitz genannt zu Görz) und 1804 die Einführung in das wetterauische Grafencollegium. Noch jetzt besitzt die Familie eine Standesherrschaft von 2⅔ QM. mit 7000 Ew. und 40,000 Thlr. Einkünften. Merkwürdig sind: 1) (Georg Heinrich), früher holsteinischer Geheimerath und Hofmarschall; Karl XII., König von Schweden, lernte ihn, als er aus der Türkei zurückkehrte, kennen, übertrug ihm die Leitung der Finanzgeschäfte, und, da er diese zu seiner Zufriedenheit führte, auch die Leitung aller Staatsgeschäfte. Da Schweden Geld brauchte, so suchte G. durch unverhältnißmäßige Prägung von Kupfermünzen, so wie auch durch Creirung eines Papiergeldes, Rath zu schaffen, gelangte auch dadurch wirklich dahin, daß sich Flotte und Armee in einem respectabeln Stand befanden, brachte aber zugleich nothgedrungen, Schweden in eine große Münzverwirrung. Außerdem war er für seinen König bei verschiedenen Gesandtschaftsreisen nach Holland, Frankreich thätig. Eben war er 1718 im Begriff, die Prä-

liminarien des von ihm so sehr gewünschten Friedens zu schließen, und auf einer Reise zu seinem Herrn begriffen, als er die Nachricht von dessen gewaltsamem Tode erfuhr. Dessen Nachfolgerin war ihm nicht gewogen, er hatte außerdem noch mächtige Feinde, man verhaftete ihn daher und machte ihn auf eine höchst willkührliche Weise den Prozeß, ließ ihm nicht mehr als 6 Stunden Zeit, sich über seine 3jährige verwickelte Verwaltung zu erklären, verdammte ihn zum Tode und enthauptete ihn 1719. Nach seinem Tode wurde die Richtigkeit seiner Rechnungsführung und somit seine Unschuld anerkannt. 2) (Johann Eustach). Dieser Staatsmann, geb. 1737 zu Schlitz, hatte mit seinem 13. Jahre das Carolinum zu Braunschweig besucht und später sich zu Leiden und Straßburg (hier war Schöpflin sein Lehrer in der Staatengeschichte, dem Staatsrechte ꝛc.) gebildet. Er wurde in Weimar angestellt, trat aber 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath in gothaische Dienste. 1761 folgte er der Einladung der Herzogin Amalia von Weimar, die Erziehung ihrer Söhne, des jetzigen Großherzogs Karl August und Konstantins, zu übernehmen. Nicht ohne Mißtrauen in seine Kräfte trat der 24jährige Jüngling dieses schwierige Geschäft an, das er 14 J. lang mit dem glücklichsten Erfolg fortführte. Er begleitete seine Zöglinge nach Jena, nach Karlsruhe und nach Paris. Hierauf ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Karl Augusts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Pension entlassen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu seiner Vermählung nach Karlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als sich ihm 1778 eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen gelernt hatte, wählte ihn zu seinem geheimen Geschäftsträger in München und Zweibrücken, um nach des Kurfürsten von Baiern, Max. Josephs, Tode, 1777, zu verhindern, daß der Nachfolger und

dessen Agnaten in die Theilung Baierns einwilligten. Da der Kurfürst von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte sich G. sogleich an den Herzog von Zweibrücken und hinderte dadurch dessen Beitritt zu dem Vertrage mit Oestreich. Friedrich erhob ihn hierauf zum wirklichen Staatsminister und **Grand-maitre de la garderobe.** Kaum war G. nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu seinem Gesandten am petersburger Hofe ernannte. In dieser Eigenschaft verlebte er 6 Jahre in Petersburg und nur mit Mühe erlangte er 1785 seine Abberufung. Friedrich II. starb. Um dieselbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. G. ward von Friedrich Wilhelm II. zur Beilegung derselben dahin gesandt, scheiterte jedoch in dieser Angelegenheit, wie er vorausgesehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des versailler Hofes, theils an dem Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzusetzen ihm ausdrücklich untersagt war. Er blieb nun ein Jahr ohne Anstellung. Aber im Aug. 1788 ward er zum Reichstagsgesandten in Regensburg ernannt. Diesen Posten bekleidete er mit Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieser Zeit dem rastadter Friedenscongresse und der zur Vollziehung des luneviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und sich dabei um seinen Monarchen und einzelne deutsche Fürsten verdient gemacht. Nach dem tilsiter Frieden nahm er seinen Abschied, und begab sich nach Regensburg, wo er den 7. Aug. 1821 starb. Schätzbar sind seine »**Mémoires historiq. de la négociation en 1778**« (Frankf. a. M. und Paris 1812); und seine »**Mém. et actes authentiq. relatifs aux négociations qui ont précédé le partage de la Pologne**« (Weimar 1810), so wie seine »**Mém. ou précis historiq. sur la neutralité armée**« (Basel 1801).

Göschen (Georg Joachim), geb. zu Bremen 1752, Buchhänd-

ler zu Leipzig und später zu Grimma, bei welcher Stadt er das Gut Hohenstedt besaß; hat sich besonders durch seine schönen Ausgaben Wielands, Klopstocks und anderer klassischer deutscher Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht. Starb daselbst am 5. April 1828. Von seinen Schriften ist die Zeitschrift: »Amerika durch sich selbst,« Leipzig 1820, hier zu erwähnen.

Goslar, Stadt im hannöverischen Fürstenthume Hildesheim, am nördlichen Fuße des Harzes, des Rammelsberges und an der Gose, welche nicht weit von hier in die Ocker fällt; 1009 H. 5750 E. Hauptnahrungszweige sind: Brauerei, Fruchthandel und der Bergbau im nahen Rammelsberge, der zu $\frac{4}{7}$ Hannover und zu $\frac{3}{7}$ Braunschweig gehört, dessen Communionbergamt ebenfalls in G. seinen Sitz hat, und dessen Erze auf der Marienhütte zu Ocker, auf der Sophien- und Juliushütte zu Langelsheim (in der Nähe von G.) und in den beiden Vitriolhütten der Stadt selbst, zu Gute gemacht werden. Außerdem geben die großen Schieferbrüche in der Nähe der Stadt, welche schon seit vielen Jahrhunderten ganz Norddeutschland mit Dachschiefer versorgt haben, Hagel- und Rollenbleigießereien, der Stadt Nahrung. 2). (Gesch.), G. ist nach der Sage von Heinrich dem Vogler erbaut; gewiß ist, daß die Bergwerke bei der Stadt seit dem 10. Jahrh. blühten. Sie war von jeher Reichsstadt, Heinrich II. residirte in G., eben so mehrere der folgenden Kaiser. Sie erbauten den dortigen, jetzt abgebrochenen Dom und mehrere Kirchen in der Stadt; 1062 fand bei der Anwesenheit des Kaisers, Heinrichs IV., das sogenannte goslarsche Blutbad statt, indem der Bischof von Hildesheim, in dessen Sprengel G. lag, und der Abt von Fulda, als Erzkanzler der Kaiserin, über den Vorrang in Streit geriethen, der in der Stiftskirche in offene Fehde ausartete, die selbst der Kaiser nicht hemmen konnte, sondern fliehen mußte. Die Fuldaischen wurden be-

zwungen und aus der Kirche vertrieben. 1365 trat G. zur Hansa; 1521 nahm es die evangelische Lehre an; 1540 wurde die Stadt in die Acht gethan, da sie ein Kloster verwüstet hatte, und Herzog Heinrich von Braunschweig, der die Acht vollziehen sollte, gerieth darüber mit Sachsen und Hessen in Krieg, in dem er unterlag, doch aber G. 1552 belagerte und zu nachtheiligen Capitulationsbedingungen zwang. 1625 ward G. von Christian von Braunschweig vergeblich belagert; 1631 wieder von Herzog Wilhelm von Weimar und von den Schweden erobert; 1803 verlor es seine Reichsunmittelbarkeit und kam an Preußen; 1807 an Westfalen; 1816 an Hannover.

Gossec (François Joseph), geb. 1733 zu Vergnies, einem Dorfe in Hennegau; ging im 7. Jahre nach Antwerpen und blieb 8 Jahre als Chorknabe an der dasigen Domkirche, bildete sich durch sich selbst in der Musik aus, kam 1751 nach Paris, wo er mehrere Orchester leitete, stiftete 1770 das Liebhaberconcert, wurde 1784 Vorsteher der Gesangschule und 1795 Aufseher des Conservatoriums und Prof. Man hat von ihm Opern, Kirchenstücke und andere Musikalien, so wie: »**Méthode de chant du conservatoire,**« 1804.

Gosselin (Pascal François Joseph), geb. zu Lille 1751; war Antiquar; erforschte auf seinen Reisen durch Frankreich, die Schweiz, Italien, Spanien und die Niederlande (1772—80) die Angaben der römischen Itinerarien, war von 1784—92 Mitglied des Handelscollegiums, kam 1789 durch seine gekrönte Preisschrift, eine Vergleichung des Strabon und Ptolemäos in Hinsicht ihrer Verdienste um die Erdkunde, in die Akademie, wurde 1799 Aufseher des Münzcabinets, der Gemmen und Antiken, 1804 Mitglied der Ehrenlegion und 1814 Officier derselben und 1816 einer der Redactoren des »**Journals des savants.** Man hat von ihm: »**Géographie des Grecs analysée,**« Paris 1790; »**Recherches sur la Géographie systé-**

matique et positive des Anciens,« ebend., 4 Bde., 1798—1813.

Gotha, 1) Sachsen-Coburg-Gothaisches Fürstenthum, zwischen Thüringen, Erfurt, Schwarzburg, Henneberg, Hessen, Eisenach und Coburg; 29¼ QM. groß, mit 83,300 E. Im Süden der Thüringerwald mit dem 3122 Fuß hohen Inselberge und dem 3515 Fuß hohen Schneekopf. - Flüsse: die Gera, Nessa oder Neisse, Werra, die Thüringer Leine, Unstrut und Ilm. Ackerbau, Viehzucht, Bergbau auf Steinkohlen, Eisen, Krystall, Kobalt; Wollenspinnerei, Wollen- und Baumwollenspinnerei u. a. Das Land ist in 11 Aemter getheilt; von denselben gehören 28 QM., mit 81,300 E., dem Herzoge von Sachsen-Coburg-Gotha; die Aemter Kranichfeld, Camburg und Theile von einigen andern Aemtern, dem Herzoge von Sachsen-Meiningen. 2) Hauptstadt darin, an der Leine, am Fuße einer Anhöhe, auf deren höchstem Punkte das Schloß Friedensstein steht. In demselben ein Münzcabinet, eine Kunst- und Naturaliensammlung, und eine Bibliothek. Die Stadt hat 1340 H. 12,750 E. Musselin- und Kattunmanufakturen; Tuch-, Fries-, Seiden- und Leinweberei; Papier-, Instrument-, Porzellan- und Tabaksfabriken; Handel. In der Nähe der Stadt das Schloß Friedrichsthal, und auf dem nahen Seeberge die Ernestische Sternwarte. 3) (Gesch.) Die Stadt G. entstand wahrscheinlich, wie viele andere Städte des nördlichen Deutschlands, zur Zeit Heinrichs des Voglers. Abt Meingoth aus Hersfeld soll wenigstens G. um diese Zeit mit Mauern umgeben haben. Bald darauf kommt G. als Eigenthum des Landgrafen von Thüringen vor und ging nach dem Aussterben dieser (1248) an die Markgrafen von Meißen über. Etwa um dieselbe Zeit war ein festes Schloß zu G. (der Grimmenstein) erbaut worden. 1412 wurde G. von dem Landgrafen Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm erobert, weil es dessen

Vetter, Landgraf Friedrich der Einfältige, an Fremde bringen wollte. Bei der Theilung zwischen Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder, Wilhelm, kam G. an letzteren, bei der abermaligen Theilung 1465 aber an den Kurfürsten Ernst. Als der Nachkomme desselben, Johann Friedrich, 1546 gegen Kaiser Karl V. kriegte und gefangen ward, wurde auch G. und der Grimmenstein von den Kaiserlichen besetzt und letzterer geschleift. Nach des, der Kur für verlustig erklärten Johann Friedrichs Tode fiel G. bei der Erbtheilung an dessen ältesten Sohn, Johann Friedrich. Dieser verlegte seinen Wohnsitz nach G., nahm sich aber unglücklicher Weise der Grumbachschen Händel so an, daß er in die Acht erklärt, G. 1567 von dem Kurfürsten von Sachsen, als Achtsexecutor, u. a. Reichstruppen belagert, eingenommen und der früher wieder hergestellte Grimmenstein nochmals und gänzlich geschleift wurde. 1572 erhielten die Söhne des gefangenen Johann Friedrich G. und die Umgegend wieder, verstarben jedoch ohne Erben, und G. fiel daher an den Herzog Johann von Weimar. Hierauf theilten 1640 die drei, von der zahlreichen Nachkommenschaft des Herzogs Johann von der weimarischen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albert und Ernst, ihre sämmtlichen Länder, und Ernst erhielt denjenigen Theil, in welchem G. der Hauptort war, und welchen er 1672 nach dem Aussterben der altenburgischen Linie in der Person des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächster Agnat nahm er sämmtliche altenburgische Lande in Anspruch und nöthigte die weimarische Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernst I., mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des gothaischen Gesammthauses. Zwar hatte er verordnet, daß seine Lande nicht getheilt, sondern gemeinschaftlich von seinen 7 Söhnen regiert werden sollten; allein nach seinem 1675 erfolgten Tode theil-

ten diese dennoch das Land, und so entstanden 7 Zweige des gothaischen Gesammthauses: Gotha, Koburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld, von denen aber Koburg, Eisenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausstarben. Bei dieser Theilung erhielt Herzogs Ernst ältester Sohn, Friedrich I., das Fürstenthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er war auf diese Weise der Stifter des Hauses G., und führte das Recht der Erstgeburt unter seinen Nachkommen ein. Nach seinem Tode (1691) regierte sein Sohn Friedrich II., bis 1732 und nach diesem dessen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges den Wohlstand seines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weise, gerechte und menschenfreundliche Herzog Ernst II., bis 1804. Nach diesem sein Sohn, Herzog (Emil Leopold) August, geb. 1772, gest. 1822. Dem Herzog August folgte sein Bruder, Herzog Friedrich IV., geb. 1774, mit welchem am 11. Februar 1825 die Speciallinie G. erlosch. In Italien hatte er sich bei einem frühern Aufenthalt zur kathol. Religion gewandt, gab aber gleich nach dem Antritt seiner Regierung seinen Unterthanen eine Versicherungsacte. Das Herzogthum G. gehört zu den wenigen deutschen Ländern, in welchen an der alten vor 1806 bestandenen Verfassung nichts geändert worden ist. Nach dem Theilungsvertrage vom 15. Nov. 1826 ist das Herzogthum G. (ohne das Amt Kranichfeld und ohne den bisher gothaischen Antheil an Römhild) an den Herzog Ernst von S.-Koburg, und das Fürstenthum Altenburg (ohne das Amt Kamburg und einige Parzellen) an den Herzog Friedrich von S.-Hildburghausen, nunmehr Herzog von S.-Altenburg, gekommen.

Göthe (Johann Wolfgang von), geb. den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, D. der Rechte und kaiserl. Rath, in angesehenen Verhältnissen, und obschon ohne Amt, in nicht ungün-

stigen Glücksumständen lebte. G. wuchs in vielseitigem Anschauen der verschiedenen Gegenstände, die Frankfurt damals darbot, unter den Unruhen des siebenjährigen Kriegs, auf, und sein vielseitiger Geist verarbeitete alle Eindrücke, die ihn die Kaiserkrönung, die Messen, der Umgang mit dem Grafen Thoranne, französischem Oberbefehlshaber in Frankfurt ꝛc., gewährten, auf höchst mannigfaltige Weise. So trieb er 7 verschiedene Sprachen und unter diesen selbst hebräisch, ward durch das Studium des letztern zu seinem ersten großen Versuch in der Dichtkunst, zu einer Geschichte Josephs, veranlaßt, bereitete sich zu dem Studium der Rechte und zur Universität vor und faßte in einer unglücklich und schmerzhaft endenden Jugendliebe das Idealbild zu mehreren seiner nachmaligen Dichtungen auf. In Leipzig, wohin er sich als Jüngling, um die Universität zu besuchen, begab, und wo er Gottsched, Ernesti und Gellert kennen lernte, ward er nach und nach an der Philosophie, Rechtswissenschaft und Poesie, wovon besonders die erstere und letztere damals in einem kläglichen Zustande waren, irre. So von den Wissenschaften auf sich selbst zurückgewiesen, gewöhnte er sich daran, die Empfindungen, die ihn in den verschiedensten Richtungen durchbebten, jede einzeln in einem besondern Gedicht niederzulegen, wodurch damals und später die meisten seiner herrlichen kleineren Gedichte entstanden. Auf ähnliche Weise dichtete er u. a. die Lustspiele: »die Laune des Verliebten,« »die Mitschuldigen« ꝛc. Zugleich weckte der Maler Oeser G.s Kunstsinn, den G. durch Anschauen der dresdner Gallerie noch mehr ausbildete. G. versuchte damals selbst das Kupferstechen, zog sich aber durch Einathmen der hierbei entwickelten schädlichen Dünste, so wie durch Diätfehler, eine gefährliche Krankheit zu. Als er 1768, zu Wiederherstellung seiner Gesundheit, nach Frankfurt zurückkehrte, lernte er ein Fräulein von Klettenberg kennen, deren Unterhaltungen (diese und ihre Briefe ga-

ben G. später Anlaß zu den Bekenntnissen einer schönen Seele in Wilhelm Meisters Lehrjahren) seinem Geist die Richtung auf das Mystische und Uebersinnliche gaben. Dies leitete ihn zu dem Studium mehrerer mystisch-chemisch-alchemischen Werke, und hierdurch ward er veranlaßt, sich ein eigenes, bald wieder verworfenes System der Religion zu bauen, dem der Neuplatonismus zu Grunde lag, jedoch auch mancherlei Mystisches und Kabbalistisches beigemengt war. G. begab sich hierauf, um seine Studien zu vollenden, nach Straßburg, wo er jedoch mehr Anatomie und Chemie, als die Rechte studirte. Dort lernte er Herder kennen, der seinem Geist in der Kunst bereits früher die Richtung auf die italienische Schule gab, so wie G., mit Shakespeare und den Engländern bekannt, sich in Straßburg durch die Nähe Frankreichs der französischen Literatur mehr befreundete. 1771 promovirte er und kehrte nach Frankfurt zurück. Bei seinem Aufenthalt in Wetzlar gab ihm die unglückliche Liebe des jungen Jerusalem zu einer verheiratheten Frau, die mit dem Selbstmord des erstern endete, Anlaß zu seinem »Werther,« der nach dem, anonym Hamburg 1773, dann Frankfurt a. M. 1774 herausgegebenen Trauerspiel »Götz von Berlichingen,« ebenfalls anonym, Leipzig 1774—75, erschien. Beide machten ungemeines Aufsehen in Deutschland, und ersteres Werk begründete die Periode der Ritterromane und Ritterschauspiele, letzteres die der empfindsamen Romane in unserer Literatur. Fast gleichzeitig erschien auch das Trauerspiel: »Clavigo,« Leipzig 1774, 2. Aufl. 1783, bald darauf (Berlin 1776) »Stella, ein Schauspiel für Liebende.« Alle diese Schriften hatten die Aufmerksamkeit des Herzogs von Weimar auf G. geleitet, er wurde demselben auf einer Reise durch v. Knebel vorgestellt und erhielt von ihm eine Einladung, an den weimarschen Hof zu kommen. Dieser folgend ward G. 1776 weimarscher Legationsrath, mit Sitz und Stimme

im Geheimenrathscollegium. 1779 ward er wirklicher Geheimerrath und machte mit dem Herzog von Weimar eine Reise nach der Schweiz; 1782 ward er Kammerpräsident und geadelt. 1786 unternahm er eine Reise nach Italien, wo er 2 Jahre verweilte. Hatte in dieser Zeit das Geschäfts- und Reiseleben die schriftstellerischen Arbeiten G.'s etwas seltener gemacht, so trat nach seiner Rückkehr aus Italien wieder ein regeres Leben in demselben ein, so erschien »Iphigenie,« Leipzig 1787; »Egmont,« Leipzig 1788; »Torquato Tasso,« ebend. 1790, neueste Aufl. 1819; »Faust,« ein Fragment, ebend. 1790, neu bearbeitet, Tübingen 1808, und nach einer Unterbrechung von einigen Jahren, während welcher er mit Einrichtung des Hoftheaters zu Weimar, das er als Intendant seit 1791 bis um 1818 leitete und zu einem der ersten Theater Deutschlands erhob, beschäftigt war, und in Gesellschaft seines Herzogs den Feldzug in der Champagne 1792 beiwohnte, »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (4 Bde., Leipzig 1794—96, neueste Aufl. 2 Bde., Tübingen 1807), »Hermann und Dorothea« (Berlin 1798, 8. Aufl., Braunschw. 1826), »Tancred« (Tübingen 1802), »Winckelmann und sein Jahrhundert« (Tübingen 1806), »Propyläen,« 3 Bde., Tübing. 1798—1801, »Leben des Benvenuto-Cellini,« 2 Thle., Tübingen 1803. Im Jahr 1806 vermählte sich G., während der Donner der Kanonen von der Schlacht von Jena nach Weimar hinüber schallte, mit der Demoiselle Vulpius, mit der er schon jahrelang in vertrauter Verbindung gestanden hatte. 1807 erhielt er von dem Kaiser von Rußland den Alexander-Newsky-Orden. Wenige Jahre darauf erschienen G.'s »Wahlverwandtschaften,« 2 Bde., Tübingen 1809. Um diese Zeit legte G. seine Staatsgeschäfte nieder, behielt jedoch seinen Gehalt und die Leitung einiger kameralistischen Gegenstände, z. B. des Wasserbaues. Er widmete sich um diese Zeit dem Studium der Naturwis-

senschaften, in die er ebenfalls tiefe Blicke that. Ein Ergebniß dieses Studiums war: »Zur Farbenlehre,« 2 Bde., Tübingen 1810, und später: »Morphologie oder zur Naturwissenschaft überhaupt,« 6 Hefte, ebend. 1817—25. Von belletristischen Schriften begann er nur seine noch unvollendete Selbstbiographie: »Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung,« 5 Bde., Stuttgart 1811—22. 1815 erhielt G. das Großkreuz des erneuerten weimarschen Falkenordens und um dieselbe Zeit ward er erster weimarscher Staatsminister. Seit dieser Zeit gab G., außer naturwissenschaftlichen Schriften, »Ueber Kunst und Alterthum,« 5 Bde., Stuttgart 1817—26, »Westöstlicher Divan,« ebend. 1819, und »Wilhelm Meisters Wanderjahre,« ebend. 1821, heraus. Einer wenigstens geschichtlichen Erwähnung verdient die Kritik, welche die berüchtigten falschen Wanderjahre (Quedlinburg, seit 1821) über G. haben ergehen lassen. G. hat mehrmals seine Werke, von der nur die vorzüglichsten oben angeführt werden konnten, gesammelt herausgegeben, zuerst 2 Bde., Berlin 1775; 3. Aufl., 4 Bde., ebend. 1779; neue Schriften, 3 Bde., ebend. 1792—1800; Werke, 13 Bde., Tübingen 1806—1810; 8 Bde., ebend. 1817—18; 2. Aufl., 20 Bde., ebend. 1816—18, und 20 Bde., Leipzig 1816—19. Jetzt hat eine neue Aufl. letzter Hand, Stuttg. 1827, begonnen, die 40 Bände umfassen und in 4 Jahren vollendet seyn soll. G's hohe Genialität und sein Werth als Dichter ist wohl unbezweifelt und allgemein anerkannt, doch vergöttert ihn eine Schule zu sehr, während ihn als natürliche Gegenwirkung Andere zu tief herabsetzen; die Wahrheit scheint in in der Mitte, doch dem Vergöttern weit näher zu liegen, als dem Geringschätzen. G.'s Vielseitigkeit ist entschieden und ohne Gleichen. Fast kein Fach der Poesie gibt es, worin er nicht Klassisches leistete. So steht sein Götz als Muster des romantischen, seine Iphigenie des klassischen Genres von Drama, sein

Hermann und Dorothea als das des Epos, sein Werther und Wilhelm Meister als das des Romans da. Aehnliche Musterbilder lassen sich für das Lustspiel, die Elegie ꝛc. auffinden; vor allen herrlich aber sind seine Lieder und Gedichte, und sie werden als solche anerkannt werden, so lange die deutsche Sprache lebt. Unter den Mängeln, die man an G. bemerkt, gehört auch, daß er oft angefangene Werke unvollendet, als Fragmente gelassen hat. Ein solches ist leider der herrliche Faust, ein Meisterwerk, welches sich mit jeder Dichtung aller Völker und Zeiten messen kann, und die natürliche Tochter, ja selbst Tasso und Wilhelm Meister ermangeln gewissermaßen der Vollendung und befriedigen daher nicht ganz. Vorzüglich hat sich aber G. durch Bekanntmachung einer Menge leerer und gehaltloser Gedichte geschadet, die er der vorletzten Ausgabe seiner Werke einverleibte, sie stoßen durch Härte der Schreibart, Nachlässigkeit des Styls u. dgl. an.

Gothen (vom Altscandinavischen Goth oder Gode, so v. w. Mann; Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothoni des Tacitus oder Kotini des Dio, welche gallischer Abkunft sind), ein germanischer Völkerstamm, der seinen Sitz an der baltischen Küste, zwischen der Weichsel und Oder hatte. Ihre Sprache kommt der alten fränkischen sehr nahe. Wie alle Deutsche, ließen sie ihr gelbes Haar lang wachsen, hatten Bärte und trugen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutschen aber hatten sie erbliche Königswürde. Unter dem Namen der Gothen erschienen sie zuerst im Jahr 215; bald darauf erfüllten sie über ein halbes Jahrtausend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnsitze an der Ostsee verlassend, zogen sie in die Gegenden des schwarzen Meeres; eine Menge andrer Stämme verschmolz in den ihrigen, und so entstand durch immer fortgesetzte Züge und Eroberungen, unter Ermanarik, um 350 das große gothische Reich, das vom Don, der Europa von Asien trennte, bis zur

Theis, die sich in die Donau ergießt, vom schwarzen Meer bis zur Weichsel und Ostsee sich erstreckte, also Thracien, Mösien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden slavische, finnische und lettische Stämme in sich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hierbei die Gothen von W. her mit dem römischen Reich, von O. her mit dem byzantinischen Kaiserthume in vielfache Berührung, und die Geschichte ist voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu bestehen hatte. Zwei Kaiser fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erste Volk, zu welchem über die Donau das Christenthum drang; Ulfilas, der Bischof der Möso-Gothen (d. h. des in Mösien wohnenden gothischen Stammes), ward schon um 360 Erfinder einer deutschen Schreibkunst, und Uebersetzer des N. T. in die gothische Sprache. Aber freilich glichen nicht alle Gothen den mösischen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Bildung einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Durch innere Unruhen theilte sich gegen 369 das große gothische Reich in das Reich der Ostgothen (Austrogothen) am schwarzen Meer, vom Don bis zum Dniper, und in das Reich der Westgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dniper bis zur Donau; und bald folgte den innern Stürmen ein äußerer, welcher die Macht der Gothen in diesen Gegenden stürzte. Um 375 drangen Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Asien herüber, und drängten die Ostgothen nach den Westgothen hin, die bei dem Kaiser Valens die Erlaubniß nachsuchten und erhielten, sich in dem verödeten Thracien niederzulassen, sich aber durch den Druck der kaiserl. Statthalter bald zur

Empörung genöthigt sahen. Valens selbst wurde 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geschlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauerhütte. Bedeutende Rollen spielten sie von da an in Konstantinopel. Nach mancherlei Schicksalen erlangten auch die Ostgothen einen neuen Wohnsitz in Pannonien und Slavonien, jedoch erst nach der Zerstörung des hunnischen Reichs (453). Während der Zeit hatten die Westgothen sich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach 396 in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Westgothen. Als solcher zog er zu Anfang des 5. Jahrh. nach Italien, wo er den Untergang des römischen Reichs mit herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der römische Feldherr, alle römische Truppen vom Rheine wegziehen müssen. Alarich selbst kehrte bald nach Italien zurück, eroberte Rom 409, und zum zweiten Mal 410. Nach seinem Tode (410) gelang es den Westgothen, in dem südlichen Gallien und Spanien ein neues westgothisches Reich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des 5. Jahrh. die Provence, Languedoc und Catalonien die Haupttheile waren, Toulouse die Residenz. Ihr letzter König, Roderich, blieb (711) in der Schlacht gegen die von Afrika herübergekommenen Araber, die das Reich eroberten. — Nach dem Falle des weströmischen Reichs (durch Odoaker 476) bewog der oströmische Kaiser Zeno den König der Ostgothen Theodorich, 489 nach Italien zu ziehen. 493 wurde dieser Ostgothe zu Ravenna König von Italien, und legte den Grund zu einem neuen ostgothischen Reiche, welches nebst Italien auch Rhätien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelicien (einen Theil von Baiern und Schwaben), Noricum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Oestreich), Dalmatien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien), Dacien jenseits der Donau

(Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, 554 aber sein Ende erreichte. Dieses welthistorische Volk war nicht ohne Kunst und Kenntnisse, d sie mit dem ost- und weström. Reiche lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung gestanden hatte. Theoderich, an dem Ho zu Konstantinopel erzogen, war ein so großer Freund der schönen Künste, daß er die Würde eines **comes nitentium rerum** (Kunstgra Oberaufseher über die Kunstwerke) errichtete, der auf die Bildsäulen achten mußte, daß sie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeister erwählte, dem die Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verschiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, sondern auch andere Städte mit neuen verzieren.

Gothenburg, 1) (Götaborg), schwedisches Lân in West-Götaland, an der Nordsee; 86 QM. groß, mit 147,400 Ew. 2) (Götaborg), Hauptstadt darin, an der Götaelf, die hier den Sefwe und Möledal aufnimmt, $1\frac{1}{2}$ Ml. vom Kattegat; wird durch die Schanzen Gäta-Lejon und Krone, und durch die Citadelle Neuelfsborg vertheidigt; 1600 H. 21,800 Ew. Tuch-, Tapeten-, Seiden- und Baumwollenmanufakturen, Tabaksfabriken, Färbereien, Zuckersiedereien, Eisengießereien, Spiegelfabrik ꝛc.; Häringsfang, Handel, Hafen, Schiffswerfte; Schifffahrt bis nach Amerika und Ostindien; ostindische, westindische, levantische Handelsgesellschaften, königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Literatur. Die Schleuse von Trollhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Götaelf nach dem Wenersee den Verkehr mit dem innern Lande. In Friedenszeiten besuchen jährlich über 1200 schwed. u. a. Fahrzeuge den Hafen, der gut und sicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar ist; größere landen in einiger Entfernung. Die seit 1732 gestiftete ostindische Compagnie beschränkt sich meistens auf den Handel mit China.

Ende des fünfundzwanzigsten Bändchens.